

Universität Bremen  
Fachbereich 9: Kulturwissenschaften  
Wintersemester 2010/2011  
Modul 5: Neuere Theorien der Textwissenschaft  
Dozentin: Prof. Sabine Broeck

## *German Postcolonial Studies* und „DerElefant!“

Dekoloniale Tendenzen und koloniale Persistenz

Vorgelegt von:

Tilman Pöttgen

Lehnstedter Straße 122  
28201 Bremen  
tilman.poettgen@uni-bremen.de  
0421/68521475  
MA Transkulturelle Studien  
Erstes Fachsemester  
Matrikelnummer: 2475578

## **Inhaltsverzeichnis**

<b>1. Einleitung</b>	S. 1
<b>2. German Postcolonial Studies: Annäherung an den Forschungsstand</b>	S. 2
2.1 Ein retrospektiver Überblick	S. 3
2.2 Die „Urtexte“	S. 7
2.3 Die deutsche Rezeption und neuere Entwicklungen	S. 12
<b>3. „DerElefant!“: Analyse der Interviews mit M. Weisser und G. Eickelberg</b>	S. 17
3.1 Kritische Wiedergabe des Interview-Gehalts	S. 18
3.2 Interpretationen des Gesagten	S. 23
<b>4. Abschließende Bemerkungen</b>	S. 27
<b>5. Literaturverzeichnis</b>	S. 28

## 1. Einleitung

"*Showing Our Colors* made me rethink our historical heritage. One legacy of fascism is that colonialism and racism have sunk so deeply into white Germany's political unconscious as to be virtually non-existent in public discourse; even leftists and feminists like me have behaved for too long as if the Holocaust were the one and only cardinal sin that we could bear to atone for" (Broeck 1992: 7).

Das vorangestellte Zitat aus der Rezension zur 1992 erschienenen, englischsprachigen Ausgabe von *Farbe bekennen* (Opitz et al. 1986), dem ersten Sammelband, in dem afro-deutsche Frauen dezidiert ihre Stimme erhoben, um auf ihre Situation sowie ihre Geschichte aufmerksam zu machen und somit gleichsam eine Anerkennung ihrer Existenz als handlungsfähige, gleichberechtigte – und „gleichdazugehörige“ – Gruppe innerhalb Deutschlands einzufordern, illustriert einige der zentralen Überlegungen, die für die Etablierung und Praxis der „*German Postcolonial Studies*“<sup>1</sup> bis heute prägend sind. Die Vorstellung, dass einerseits Kolonialismus und Rassismus im Bewusstsein der deutschen Mehrheitsgesellschaft kaum eine Rolle spielen, und andererseits die zentrale Position des Holocaust in der Erinnerungskultur des Landes, der das Gedenken an „deutsche Sünden“ geradezu zu absorbieren scheint, stellen zumindest zwei der in der Folgezeit immer wieder artikulierten Hypothesen dieser lose definierten, interdisziplinären wie -nationalen Forschungsrichtung dar. In eine ähnliche Richtung wie das folgende Zitat zielen dann auch viele dieser sich gewissermaßen als Korrektiv verstehenden Studien: „Germany is not and has never been the homogeneous country that fascism and its follow-ups [...] have made it out to be“ (Broeck 1992: 8).

In der vorliegenden Arbeit möchte ich mich diesen Grundannahmen und Forderungen einerseits anschließen und sie andererseits, beinahe 20 Jahre später, auch als Fragen formulieren: Sind Kolonialismus und Rassismus im wissenschaftlichen und/oder öffentlichen Diskurs Deutschlands nach wie vor weitgehend nicht vorhanden? Ist eine Veränderung hinsichtlich des „Schuld- und Sühne-Monopols“ des Holocaust zu verzeichnen, möglicherweise mit Auswirkungen auf die Bedeutung eines kolonialen Erinnerungsdiskurses? Dazu werde ich erst eine Überblicksdarstellung sowie einige ausgewählte, maßgebliche Arbeiten der letzten zwei Jahrzehnte behandeln, die den *German Postcolonial Studies* zugeordnet werden können, und programmatische Forderungen, zentrale Befunde sowie Kontroversen nachzeichnen und kritisch beleuchten. Nach dieser –

---

1 Hiermit bezeichne ich Studien, die sich mit dem deutschen Kolonialismus bzw. der deutschen Beteiligung am „euro-amerikanische[n] Projekt“ (Eckert/Wirz 2002: 374) des Kolonialismus und seinen Nachwirkungen auf kritische, möglichst „dekoloniale“ (s. u.) Art und Weise beschäftigen, um aus ihrer Sicht überholte *master narratives*, Vorstellungen und Kategorisierungen in Frage zu stellen und ggf. umzuschreiben. Die hieran beteiligten WissenschaftlerInnen müssen keineswegs deutscher Nationalität sein, insofern wäre auch „postcolonial German studies“ (Lennox 2010) eine mögliche Bezeichnung. Der Vielfalt der an diesem Projekt beteiligten Disziplinen (Literatur- und Kulturwissenschaften, Geschichte, Soziologie, Politikwissenschaft, Philosophie, Anthropologie etc.) wird man meiner Meinung nach – und aus „deutscher Perspektive“, die mit dem Begriff „German studies“ vergleichsweise wenig anfangen kann – aber eher mit der genannten Bezeichnung gerecht.

keineswegs vollständigen – Synthese des Forschungsstandes werde ich, derart gewappnet mit einem kritischen Instrumentarium, ein Beispiel analysieren, das man dem weiten Themenkomplex von Kolonialismus und Rassismus in Deutschland zurechnen kann. Hierzu werde ich den von einer studentischen Arbeitsgruppe<sup>2</sup> des MA Transkulturelle Studien der Universität Bremen im Wintersemester 2010/11 erstellten Interview-Film, in dem aktuelle und ehemalige VertreterInnen des Bremer Vereins „DerElefant!“<sup>3</sup> zu Wort kommen, untersuchen. Anhand dieses Beispiels und mit von und über die *German Postcolonial Studies* gewonnenen Einsichten komme ich abschließend auf folgende Ausgangsfragen zurück: Wie und von wem wird mit den Themen „deutscher Kolonialismus“ und „koloniales Erbe“ umgegangen? Findet eine angemessene Aufarbeitung dieser Themen statt bzw. wie könnte diese aussehen? Inwiefern kann man von fortwirkenden kolonialen Denkmustern, Diskursen und Praktiken sprechen?

## **2. German Postcolonial Studies: Annäherung an den Forschungsstand**

Ich möchte nun die bisherige Genese der *German Postcolonial Studies* zunächst mit Hilfe eines jüngst erschienenen Artikels von Sara Lennox (2010) nachzeichnen, der die Entwicklung von postkolonialen zu transnationalen Ansätzen in den „German studies“ beschreibt, wobei sie hierunter sowohl die US-amerikanische, universitäre Disziplin der „Deutsch-Studien“ als auch jegliche, von deutschen WissenschaftlerInnen betriebene, „deutsche Studien“ versteht, die Ansätze dieser Art anwenden. Auf ihre Ausführungen zu transnationalen Ansätzen möchte ich in dieser Arbeit jedoch nicht weiter eingehen, trotz ihrer sicher nicht zu unrecht behaupteten Wichtigkeit und Potenziale, sozusagen als Weiterführung des bisher durch postkoloniale Ansätze Erreichten<sup>4</sup>. Dann werde ich auf einige Texte der auch von ihr genannten HauptvertreterInnen sowie auf jüngste Entwicklungen in der Erforschung der Beschaffenheit und Auswirkungen des deutschen Kolonialismus genauer eingehen, um ein dichteres Bild der Errungenschaften und Probleme des komplexen und heterogenen Projekts der *German Postcolonial Studies* zu zeichnen.

---

2 Zu dieser gehörten Max Gabel, Johanna Höfer, Ümit Kusatmer, Silvan Stephan sowie ich selbst.

3 Siehe [www.der-elefant-bremen.de](http://www.der-elefant-bremen.de)

4 Siehe hierzu Lennox' abschließendes, hier natürlich etwas aus dem Kontext gerissenes Statement: „a bright and exciting future for interdisciplinary German studies lies ahead“ (2010: lxxiii). Ob man zwischen oft in eine ähnliche Richtung zielenden und sich in ihren Anliegen überlappenden postkolonialen und transnationalen Ansätzen derart unterscheiden muss, sodass eventuell eine chronologische Lesart transnationaler als „post-postkolonialer“ Ansätze entsteht, die den Postkolonialismus als „zu Ende“ erscheinen lässt, ist eine andere Frage. Diese Problematik wird bei Lennox jedoch wiederum mit der Subsumtion unter das Label „dekolonial“ recht schlüssig gelöst (wenn auch der Begriff „decolonial“ bei Mignolo/Escobar (2010) enger gefasst ist und von dieser „weiten“ Konzeption abweicht).

## 2.1 Ein retrospektiver Überblick

Lennox beginnt ihren Artikel mit einigen Ausführungen zu einem möglichen „decolonial turn“ in den Wissenschaften – in Anlehnung an vor allem lateinamerikanische Wissenschaftler wie Walter Dignolo, Anibal Quijano und Enrique Dussel<sup>5</sup> –, dessen Spuren im Bereich der „German studies“ sie dann verfolgen will. Ihre grundlegenden Erläuterungen hierzu sind auch für das in dieser Arbeit geteilte Verständnis von „Modernität/Kolonialität“ sehr hilfreich:

„European modernity has been legitimated and fuelled not just by increasingly globalized capitalism but also by what they [Quijano, Dignolo etc.] term the 'coloniality of power', the social classification of the world's population around the idea of race, to justify white Europeans' domination over other global populations. The 'decolonial turn' [...] refers to these scholars' efforts to promote an epistemic shift by dismantling the eurocentric assumptions that underwrite the coloniality of power and elaborating their own 'decolonial critique' that derives from and speaks on behalf of subalternized and silenced knowledges“ (Lennox 2010: xlvi).

Eine solche „dekoloniale Kritik“ – offenbar teils auch mit postkolonialer Kritik gleichzusetzen – erkennt Lennox in vielen Bereichen internationaler Wissenschaft, hervorgerufen nicht zuletzt auch durch das Aufbegehren „untergeordneter Stimmen“. Auch für Deutschland, sowohl als Forschungsfeld wie auch als Forschungslandschaft, stellt sie einen mittlerweile eingetretenen, wenn auch – wie anscheinend so oft bei „deutschen Entwicklungen“ – verspäteten, „decolonial turn“ fest, der zu einer einschneidenden Herausforderung eurozentrischer Annahmen führe. Die noch vor ungefähr zehn Jahren oft geäußerten Behauptungen, postkoloniale Ansätze hätten im deutschen Kontext kaum einen Stellenwert, seien inzwischen nicht mehr haltbar (xlvi-xlviii). Auch Lennox betont jedoch die gebotene Zurückhaltung hinsichtlich einer möglichen Euphorie in Bezug auf den „decolonial turn“, indem sie auf die schon fast klassische Vieldeutigkeit und Ungenauigkeit von Begriffen wie „postkolonial“ oder „transnational“ sowie die oftmals unzulängliche interdisziplinäre Kommunikation verweist. Ganz richtig stellt sie zudem fest: „Neither postcolonial nor transnational approaches are necessarily decolonial“ (xlix).

Richtig und wichtig ist vor allem aber eine ihrer Hauptthesen: „that the decolonial turn is motivated by factors external to mainstream Germany“ (lvi). Diese Tatsache manifestiert sich auf vielfältige Weise: Einerseits waren bereits die Vorläufer der letztlich für den deutschen „decolonial turn“ hauptverantwortlichen anglophonen WissenschaftlerInnen – sprich: Befürworter und Vertreter einer kritischen deutschen Kolonialgeschichte in den 1960er, 70er und 80er Jahren – maßgeblich durch die internationalen anti-imperialistischen Kämpfe der 60er und 70er sowie, eher indirekt, durch weltweite nationale Befreiungskämpfe und die Bürgerrechtsbewegung in den USA beeinflusst. In den Arbeiten dieser „Schule“ wurde der Komplex „Rasse“ jedoch kaum thematisiert, ebenso wenig

<sup>5</sup> Vgl. hierzu Dignolo/Escobar 2010.

waren Kolonisierte in ihnen als handlungsfähige Subjekte vertreten. (Die Problematik einer „angemessenen“ Repräsentation ist natürlich weiterhin heftig umstritten.) Somit können sie laut Lennox nicht als „dekolonial“ im engeren Sinne bezeichnet werden. Im Gegensatz dazu schreibt sie: „more recent scholarship on colonialism [...] has made race central to examining links between colonialism and German society“ (I), beeinflusst auch durch neuerlich zunehmende, und somit auch verstärkt thematisierte rassistische Gewalt in Deutschland seit den 80ern und besonders seit der „Wende“, sowie durch den generellen Aufstieg der anglophonen postkolonialen Studien an den Universitäten. Hinzu kommt nach Lennox aber ganz entscheidend die Rolle einiger „US feminist Germanists“ (zu denen sie selbst gehört), die sich zunächst, angeregt bzw. gezwungen durch Interventionen gegen die essenzialisierenden Thesen weißer Feministinnen, für Ethnizität und „Rasse“ zu interessieren begannen, sodann Multikulturalität zu einem zentralen Thema ihrer „German studies“ machten – also deutsche Konstruktionen von Andersheit, das deutsche, meist monokulturell-homogene Selbstverständnis sowie kulturelle Produktionen von Minderheiten untersuchten – und letztlich auch für die Einführung postkolonialer Ansätze und des deutschen Kolonialismus als Gegenstand der Forschung in ihrem Fachgebiet Ende der 1990er verantwortlich waren. Diese VorreiterInnen-Gruppe differenziert Lennox nochmals, indem sie weitere Nicht-Mainstream-Angehörige inkludiert („Jews, US-Americans of colour, gays“), ebenso aber die Beteiligung von „US feminist Germanists“ deutscher nationaler Herkunft betont (I-li).

Als „Urtexte“ dieser einflussreichen Schule nennt sie in erster Linie zwei Werke: *Colonial Fantasies* (1997) von Susanne Zantop, als erste Studie mit einer dezidiert postkolonialen Perspektive auf deutsche Kultur und Literatur in Buchlänge, sowie den maßgeblichen Sammelband *The Imperialist Imagination* (1998), herausgegeben von Zantop, Lennox und Sara Friedrichsmeyer. Das zentrale Anliegen dieses Bandes nennt Lennox rückblickend: „to show (though we could not then have used that terminology) that the 'coloniality of power' was also foundational for German culture from the colonial era to the present“ (lii). Bezeichnend sind die Reaktionen auf diese Arbeiten von sich postkolonial und transnational positionierenden deutschen Historikern Anfang des vergangenen Jahrzehnts, die auch von Lennox nicht verschwiegen werden. Einerseits wird die „Fülle neuer Anregungen“, die gerade „jüngeren deutschen Historikern und Kulturwissenschaftlern“ neue Wege und Forschungsfelder eröffnet, gewürdigt – und somit auch die Vorreiterrolle anerkannt –, andererseits werden geringe Kenntnisse der „handgreiflichen Realitäten kolonialer Herrschaft“ bemängelt und es wird durchaus abschätzig auf Fälle „selbstverliebter Theoretisierung“ verwiesen (Eckert/Wirz 2002: 376; bei Lennox: lii). In eine ähnliche Richtung zielt auch Sebastian Conrads irritierte Reaktion: „Der Nachholbedarf der deutschen Historiographie in Sachen Postkolonialismus wird hier schlicht konstatiert anstatt begründet und den amerikanischen Wissenschaftlern wird eine

'Vorreiterrolle', eine regelrechte Kulturmission, zugesprochen“ (Conrad 2001: 76f., zitiert nach Lennox: lii). Inwiefern diese teils harsch anmutenden Kritikpunkte nun fachlich begründet – im Sinne von gerechtfertigt –, oder aber auf interdisziplinäre Kommunikationsprobleme, disziplinäre Selbsterhaltungsmaßnahmen und einen gewissen „Abwehernationalismus“ zurückzuführen sind, darüber lässt sich sicher streiten. Tatsache hingegen ist, dass die hier eventuell hervortretenden „Ängste“ der deutschen Historiographie nicht länger begründet erscheinen – wenn sie es denn jemals waren –, da Lennox gerade für diesen Bereich eine enorme Betriebsamkeit konstatiert: „historical research on the German colonies and related topics has [...] expanded dramatically“ (liv). Von einem „Mauerblümchendasein“ (Eckert/Wirz 2002: 374) könne also keine Rede mehr sein. Im Gegensatz dazu sei die Beschäftigung mit dem deutschen Kolonialismus in den Kultur- und Literaturwissenschaften seit der Jahrtausendwende eher abgeebbt, auch wenn dieser inzwischen ein akzeptiertes Themenfeld wissenschaftlicher Betätigung darstelle. Daher konzentriert sich auch Lennox in der Folge hauptsächlich auf historische Arbeiten und stellt lapidar fest: „German colonialism is now so reliably a popular theme among the German public that German publishers can make money selling books about it“ (lvi).

Hier möchte ich kurz kritisch intervenieren und festhalten, dass ich diese Aussage sehr problematisch finde, da sie offensichtlich – und durchaus bewusst – die Frage umgeht, auf welche Art und Weise bei dieser mittlerweile vermeintlich populären (und populärwissenschaftlichen) Beschäftigung mit dem deutschen Kolonialismus genau mit diesem umgegangen wird, zumal verschiedene kritische Stimmen gar eine verstärkte Tendenz zu revisionistischen, verharmlosenden und auf einen „Schlussstrich“ abzielenden Formen der „Aufarbeitung“ konstatieren<sup>6</sup>. Daher ist auch die häufige Rede von einer „kolonialen Amnesie“ und ihre implizit angestrebte Überwindung durchaus ambivalent zu betrachten: Denn wenn das mögliche Ende der kolonialen Amnesie im schlimmsten Fall lediglich einen erneut revisionistischen, positiv aufgeladenen Umgang mit deutscher Kolonialgeschichte auf „offizieller“, nationalgeschichtlicher Ebene meint, der den Kolonialismus und seine Folgen überdies ins längst vergangene Reich der Geschichte verbannt, wird das lang ersehnte Ende schnell zum neuerlich zu bekämpfenden Anfang – und wäre somit das Gegenteil von „dekolonial“. Diese Problematik wird sogar noch in gewissem Sinne verdoppelt, wenn sogar von Seiten der Befürworter eines „negativen Gedenkens“ (Lutz/Gawarecki 2005: 15) teils äußerst fragwürdig mit den Implikationen des Kolonialismus umgegangen wird, indem auch das Gedenken – inklusive Aufarbeitung und Versöhnung –, ähnlich wie der Kolonialismus selbst lange Zeit, als eine einseitige, legitimer Weise nur vom „Westen“ ausgehende Angelegenheit betrachtet wird, die die grundsätzliche „coloniality of power“ somit aufrecht erhält (s. u.).

---

6 Siehe etwa Cornils 2011; Ha 2010: 71-88; Köbler 2006; Zimmerer 2005.

Zumindest stellt auch Lennox ein mögliches „awakening from colonial amnesia“ (lvi) im Zusammenhang mit den Ereignissen und Aktivitäten rund um das Gedenkjahr 2004 in Aussicht, in dem, anlässlich seines 100-jährigen „Jubiläums“, dem Genozid an Herero, Nama und weiteren namibischen Bevölkerungsgruppen durch die deutsche „Schutztruppe“ im damaligen Deutsch-Südwestafrika verschiedentlich gedacht wurde. Lennox bezieht sich hier übrigens auf einen Aufsatz des Soziologen Reinhart Köbler, der eine sehr viel kritischere Richtung einschlägt und die von ihr übernommene Formulierung im Titel seines Artikels nicht umsonst mit einem Fragezeichen versieht (Köbler 2006). Hierauf geht Lennox aber nicht weiter ein, zumindest im Rahmen ihres Aufsatzes scheint sie nichts von einer möglicherweise unerwünschten Form des „awakening“ wissen zu wollen (was auch daran liegen mag, dass er lediglich einen einleitenden Überblick zu einem Sammelband bieten soll, der womöglich einen eher optimistischen Tenor erfordert). Die Klassifizierung der an den Kolonisierten begangenen Verbrechen als Genozid jedenfalls sei heutzutage weitgehend anerkannt, die Problematik möglicher Reparationszahlungen durch die Bundesrepublik jedoch weiterhin ungeklärt und höchst umstritten (Lennox 2010: lvii).

Weitere wichtige Stränge der vornehmlich geschichtswissenschaftlichen Beschäftigung mit dem deutschen Kolonialismus benennt Lennox folgendermaßen: Erstens, Wechselwirkungen zwischen Kolonie und Metropole, also auch „the mark German colonialism left on Germany then and up to the present day“ (lviii); hierzu gehören ebenfalls „encounters between the colonizers and the colonized“ (lix). Als enorm kontroverses Feld ist, zweitens, die Untersuchung vom Verhältnis zwischen Kolonialismus und Nationalsozialismus bzw. Holocaust zu betrachten, besonders im Bezug auf „Rassenpolitik“ und koloniale Kriegsführung. Dass Verbindungen bestehen, wird kaum angezweifelt, als wie ausgeprägt und bedeutsam diese jedoch konkret gedeutet werden, gibt Anlass für heftige Auseinandersetzungen. Durch die gerade mit diesen Debatten verbundene „neue Aufmerksamkeit“, die kolonialen Verbrechen zukommt, hat sich auch das Feld der Beschäftigung hiermit jenseits von akademischer Analyse erweitert: Lennox spricht von einer Vielzahl öffentlicher Ausstellungen, Debatten und Initiativen, die in den letzten Jahren stattfanden oder entstanden und in diesem Kontext anzusiedeln sind.

Hiermit nähern wir uns auch dem Bereich, den ich noch genauer unter die Lupe nehmen werde: „grassroots groups around Germany have taken on the task of sensitizing the German populace to local memorials to colonial history“ (ebd.), wobei nicht nur Denkmäler, sondern durchaus auch weitere koloniale Hinterlassenschaften von derlei Gruppen angegangen werden. Wiederum auf den Artikel Köblers verweisend hält Lennox jedoch fest, dass Deutschland über keine im engeren Sinne „postkoloniale“ Bevölkerung verfüge<sup>7</sup>, weshalb sich die, wie ich finde, sehr fragwürdige

---

7 Eine an sich schon seltsam pauschal und selektiv anmutende Behauptung, die die angestrebte Bewusstwerdung der



Schlussfolgerung anzubieten scheint, die angesprochenen zivilgesellschaftlichen Initiativen und Gruppen als „Ersatz“ für diese zu betrachten<sup>8</sup>. Gerade im Lichte der sodann von Lennox erwähnten Kritik einer Herero-Aktivistin und Akademikerin, die auf einer Konferenz zu „German Colonialism and National Identity“<sup>9</sup> in Sheffield im September 2006 verlesen wurde, an der wieder einmal keine „Betroffenen“ teilnehmen konnten, weshalb sie davon sprach, dass derlei Nicht-Einbeziehung letztlich einen weiteren Akt der Kolonisierung und des Ausschlusses darstelle, müssen diese Überlegungen bedenklich erscheinen. Dennoch kommt Lennox zum letztendlich optimistischen Schluss, „colonial and postcolonial studies are nonetheless clearly alive and well in the field of German studies“ (lxi). Erstaunlich erscheint mir noch, gerade in Anbetracht der Behauptung von der vermeintlich nicht vorhandenen postkolonialen Präsenz, dass die sich dezidiert als postkoloniale *Kritik* verstehenden Arbeiten des vergangenen Jahrzehnts, die im deutschsprachigen Kontext meist von *People of Color* veröffentlicht wurden, in Lennox' Artikel keine Erwähnung finden<sup>10</sup>.

## 2.2 Die „Urtexte“

In Susanne Zantops wegweisendem Artikel „Colonial Legends, Postcolonial Legacies“ (1997), der im Kontext ihrer im gleichen Jahr erschienenen Monographie *Colonial Fantasies* zu lesen ist, werden, überspitzt formuliert, im Grunde schon alle die *German Postcolonial Studies* in der Folge bewegenden Themen angesprochen. Sie betont die nicht zu vernachlässigende Bedeutsamkeit, die die deutsche Kolonialära und ihr Erbe für die Entwicklung einer deutschen nationalen Identität gehabt haben, spricht von einer weitgehenden Nichtbeachtung des Kolonialismus sowie kolonialen Denkens durch die bundesrepublikanische Gesellschaft und zieht Verbindungslinien zwischen rassistischen Gewaltakten und der nicht eingestandenen Realität, ein Einwanderungsland mit kolonialem Erbe zu sein. Ein Eingeständnis dieser Art würde nämlich bedeuten, den Gedanken zu akzeptieren, dass nicht nur Weiße Deutsche sein können. Zudem widerspricht sie gängigen Vorstellungen, wonach der deutsche Kolonialismus vor allem aufgrund seiner eher kurzen formalen Dauer und relativen Bedeutungslosigkeit im europäischen Vergleich zu vernachlässigen sei, indem sie dagegen die Wirkmächtigkeit „kolonialer Fantasien“ betont, die keineswegs auf die „offizielle“

---

Existenz „deutscher Kolonialität“ indirekt zu relativieren droht, indem sich Analogien zu Argumenten, die besagen, Deutschland habe mit Post-/Kolonialismus vergleichsweise wenig zu tun, reproduzieren können.

8 Köbller (2006) spricht von „a modest substitute“ für die angeblich nicht vorhandene „post-colonial presence“, wobei dieser „Ersatz“ auch noch zu einer Diskussion um die nach wie vor umstrittene (Selbst-)Anerkennung Deutschlands als Einwanderungsland beitragen könne. Grundsätzlich sind diese Gedanken nicht verwerflich, auch das Ziehen von Verbindungslinien zwischen dem Erkennen (und der Bekämpfung) kolonialer Präsenzen und der überfälligen Selbstwahrnehmung als Einwanderungsland erscheint schlüssig (vgl. Ha 2009, 2010; Zantop 1997), einschließlich der Folgen, die dies für eine modifizierte, „inklusive“ nationale Identität haben könnte. Aber ob hierfür tatsächlich mehrheitlich weiße, „mehrheitsdeutsche“ Gruppen in erster Linie verantwortlich sein sollten (oder sein *können*), gibt Anlass zur Diskussion – ganz abgesehen von der „Bescheidenheit“ solcher Gruppen (s. u.).

9 Siehe Perraudin/Zimmerer 2011.

10 Z. B. Steyerl/Gutiérrez Rodríguez 2003, Ha et al. 2007, Golly/Cohrs 2008.

Ära und Reichweite des deutschen Kolonialismus beschränkt gewesen seien, sondern dieser sowohl vorausgingen wie sie sie auch überdauerten. Um diesen Fantasien nachzugehen, nutzt sie das Konzept des „triangular thinking“, mit dem sie über verschiedene Epochen und kulturelle Bereiche hinweg nachverfolgt, wie sich Deutsche mit Unterdrückten aller Art identifizierten und gleichsam imaginär gegen einen Unterdrücker vereinigten, ohne ihre eigene Mitschuld an unterdrückenden Praktiken anzuerkennen bzw. anerkennen zu müssen. Gerade in Bezug auf koloniale Komplizen- und Täterschaft stellt sie ein Fortdauern dieses „triangulären Denkens“ fest, mit dessen Hilfe eine deutsche Beteiligung heruntergespielt oder gänzlich ausgeblendet werden kann, indem anderen Schuld zugewiesen wird. Sie betont hierbei, dass sich derlei Argumentationsweisen keineswegs auf das rechte politische Spektrum beschränken. Daher sei eine gesteigerte Reflexivität vonnöten, was das deutsche koloniale Erbe angeht, besonders auch im Hinblick auf eine geteilte europäische Geschichte; denn nur durch ein Anerkennen und Durcharbeiten könne sich dieses unheilvolle Erbe allmählich auflösen (Zantop 1997: 189f. [Abstract]).

Zu Beginn ihres Artikels geht Zantop im Zusammenhang mit den zahlreichen rassistischen Attacken gegen „Ausländer“ (die keineswegs alle Ausländer waren) Anfang der 1990er Jahre darauf ein, dass Rassismus in der öffentlichen Diskussion eben nicht als Motiv für diese in Betracht gezogen wurde, sondern wirtschaftliche, soziale Probleme und damit verbundene „Fremdenfeindlichkeit“ als Erklärungsmuster herangezogen wurden, wodurch man die Verantwortung für die Übergriffe sogar implizit den „Anderen“, nicht „uns“ zuschob. Einwände, die Rassismus als eventuellen Beweggrund anführten, wurden mit Argumenten abgetan, die sich folgendermaßen lasen: Bei so wenigen Schwarzen in Deutschland könne es doch *gar keinen Rassismus* geben; nach dem Holocaust könne es doch *keinen Rassismus mehr* geben. Die Mehrheit der Angegriffenen jedoch waren *People of Color*, in einigen Fällen durchaus Deutsche. Hier zeigt sich eine Verbindung zwischen tief verwurzelten, unreflektierten Vorstellungen – dass Deutsche nur weiß sein können – und rassistischen Gewaltakten. Zantop spricht von einer „connection between unacknowledged racism and un-worked-through colonialism“ (191).

Die spezifisch deutsche Situation sei dadurch geprägt, dass sich der deutsche Blick im Zusammenhang mit Kolonialismus vor allem nach außen richte und eine „kollektive Amnesie“ die Realität von Jahrhunderten der Migration verdränge. Derart einseitig ausgerichtete Blickwinkel – weitab von möglichen Selbstzweifeln – bilden dann auch die Basis für die „koloniale Legende“ vom guten, wohlwollenden deutschen Kolonisator, der sich, im Gegensatz zu den anderen Kolonialmächten, mit väterlicher Fürsorge um seine treuen, zu ihm aufschauenden Untergebenen kümmert, um dann unrechtmäßig um seine kolonialen Besitzungen gebracht zu werden. Eine Legende, die durch Jahrhunderte des kolonialen Fantasierens – vor, während und nach dem

tatsächlichen Besitz formaler Kolonien – gefestigt ist. Zunächst wurde dieses Fantasieren durch unfreiwillige koloniale Abstinenz befeuert, bedingt vor allem durch die „verspätete“ Gründung des Deutschen Reichs 1871 sowie das Scheitern vorhergehender kolonialer Unternehmungen, später durch das „verfrühte“, aufgezwungene Ende der deutschen Kolonialära zum Ende des Ersten Weltkriegs. Besonders diesem jeweils speziellen Davor und Danach des deutschen Kolonialismus widmet sich Zantop und behauptet: „German colonialism in sum, therefore, was much more an imaginary configuration than a political stance. As such, it could develop unhampered and unchecked by colonial realities. It could become legendary and persistent“ (193). Das unfreiwillige Nicht-Mitmachen-Dürfen beim kolonialen „Spiel“ verleitete auch in besonderem Maße zu der Art von Besserwisserei, durch die sich deutsche Beobachter immer wieder hervortaten, wenn sie den Kolonialismus der Anderen moralisch verurteilten, ohne auf mögliche eigene Verwicklungen in Vorgänge einzugehen, die dem Kritisierten womöglich ähnelten. Vielmehr wurden die deutsche Unschuld und die Ungerechtigkeit, mit der Deutschland innerhalb Europas behandelt wurde, hervorgehoben, sowohl in prä- als auch in postkolonialen Zeiten (194-197). Nach dem Zweiten Weltkrieg kam die zentrale Stellung des Holocaust in der Erinnerungslandschaft der Deutschen hinzu, die ein Nachdenken über die Beteiligung am kolonialistischen Projekt weitgehend verdeckte – eine Verdeckung, die insofern noch verdoppelt wurde, als durch das unhinterfragte Umarmen des Europäischseins, als Abkehr und Lossagung von der schlechten deutschen Identität, eine kritische Auseinandersetzung auch mit Europa und seinen gewaltsamen globalen Verwobenheiten ausbleiben musste (193). Durch ihr Zusammenlesen von Herders *Briefen zur Beförderung der Humanität* (1793-97) mit dem NS-Propaganda-Spielfilm *Ohm Krüger* (1941) stellt Zantop heraus, dass die hierin nachgezeichneten „moments of triangulation [...] associate Germans with victimhood, a status they aspire or seek to redress [, and] divert from self-analysis and the analysis of actual historical conditions by pointing to other historical moments and other agents and by creating self-serving identifications“ (198). Die trianguläre Lesart erlaube es somit, den eigenen Platz in der Geschichte auf manichäische Weise umzuschreiben (ebd.).

Die Gründe für die Nicht-Auseinandersetzung mit dem deutschen kolonialen Erbe in der Bundesrepublik sind laut Zantop unter anderem darin zu finden, dass die deutsche Kolonialära vergleichsweise weit zurück lag, weshalb man „unbelastet“ in die Phase der Dekolonisation eintreten zu können meinte – auch weil kaum jemand die deutsche Version der Geschichte aus postkolonialer Perspektive laut und deutlich anzuzweifeln vermochte, entweder aufgrund der Abwesenheit postkolonialer Diaspora-Gruppen oder aufgrund der subaltern-marginalisierten und somit unhörbaren Position dieser. Außerdem konnte Kritik am auch deutschen (Neo-)Kolonialismus und Imperialismus von konservativer Seite leichthin als parteiisch und somit als nicht ernsthaft

beachtenswert abgetan werden, zumal eine kritische Beschäftigung mit dem kolonialen Erbe den politischen und Geschäftsinteressen entgegenzuwirken drohte (199). Die bloße Andeutung einer möglichen Kontinuität zwischen Kolonialismus und Holocaust widersprach zudem der gängigen Vorstellung, die NS-Verbrechen würden eine einmalige Anomalie, eine Abweichung in der deutschen Geschichte darstellen (200).

Auch für die Neue Linke stellt Zantop jedoch Tendenzen zur Verdrängung eigener gewalttätiger Traditionen und zu Selbstgerechtigkeit im Umgang mit Kolonialismus fest, die es ihr wiederum erlaubten, vor allem den US-Imperialismus zu denunzieren, ohne die deutsche Beteiligung an kolonialistischen Unternehmungen zu untersuchen, oder auch die möglichen Kontinuitäten in der deutschen Geschichte in Betracht zu ziehen. In ihrer Analyse von Enzensbergers Essay „Las Casas, oder: Ein Rückblick in die Zukunft“ (1966) macht Zantop deutlich, dass durch die Reduktion deutscher Täterschaft und Schuld auf den Holocaust und die alleinige Konzentration auf die USA als neuen „Bösewicht der Welt“ eine Untersuchung kolonialistisch-rassistischer Strukturen aus einer *longue durée*-Sichtweise unmöglich gemacht wird. Diese allerdings könnte beispielsweise Deutschlands entscheidenden Anteil an der Entwicklung von Rasse-Konzepten, Deutschlands durchaus nicht unwichtige Rolle im globalen Kolonialismus Ende des 19. Jahrhunderts, die „Rassenpolitik“ in den Kolonien sowie die Transformationen dieser im Dritten Reich, neokoloniale Avancen nach dem Zweiten Weltkrieg sowie fortwirkende rassistische Einstellungen in der deutschen Gesellschaft in den Blick nehmen (201).

Viele nachfolgende Untersuchungen schlagen eine ähnliche Richtung ein wie Zantops Arbeiten der späten 1990er Jahre und bauen auf diesen auf<sup>11</sup>. Erneut stellen Friedrichsmeyer, Lennox und Zantop in *The Imperialist Imagination* (1998) einleitend heraus, dass die Beschäftigung mit kolonialen und postkolonialen Themen und Diskursen in Bezug auf Deutschland „verspätet“ sei. Ihr Sammelband stellt eine Auswahl von Arbeiten vor, in denen mit verschiedenen Ansätzen postkoloniale Theorie und Analyse auf den deutschen Kontext angewendet werden. Bei allen Differenzen innerhalb der postkolonialen Theorie nennen sie als wahrscheinlich wichtigste Gemeinsamkeit das Bemühen, die binären Kategorien, mit denen der Westen sich und andere beschrieben hat, in Frage zu stellen (Friedrichsmeyer et al. 1998: 1ff.).

Auch sie zählen die üblichen Gründe für das späte oder geringe Interesse an postkolonialen Fragestellungen bezüglich Deutschlands auf: die relativ kurze koloniale Periode von 1884 bis 1919 und die hierdurch vermeintlich geringe Relevanz dieser Epoche und ihrer Nachwirkungen, das Fehlen postkolonialer Literatur (also auf Deutsch verfasster Texte ehemals Kolonisierter oder ihrer Nachfahren) sowie großer, postkolonialer Diaspora-Gruppen in Deutschland, wodurch auch keine

---

11 Siehe etwa Ames et al. 2005.

akademischen „Stars“ aus diesen hervorgegangen seien. In diesem Zusammenhang kritisieren die Autorinnen auch die damaligen deutschen Migrations- und Einbürgerungsgesetze, die politische Teilhabe sowie Einfluss, um auf die spezifischen Interessen von MigrantInnen nachhaltig aufmerksam zu machen, oftmals nicht ermöglichten (3f.)<sup>12</sup>.

Auch die „Scheuklappen“ durch den Fokus auf den Holocaust werden als Grund für die Ausblendung der deutschen Beteiligung am europäischen Kolonialismus herangezogen, trotz der Tradition von Stimmen seit Hannah Arendt (1951), die eine Verbindung zwischen beidem postuliert. Die Betonung der Singularität des Holocaust sowie die darauffolgende Umarmung „westlicher“ europäischer Werte als vermeintlicher Akt der Sühne verstellen somit eine kritische Sichtweise der politischen Kultur des Westens, die schlichtweg als „gut“ angesehen wird. So erfolgt eine Verschleierung, indem man sich lediglich als europäisch und deutsch statt als *nur* deutsch versteht – und sich somit eine „Absolution“ ohne Aufarbeitung ver- und auch zuspricht. Daher stößt auch eine Dezentrierung Europas und seiner universalisierenden Kategorien sowie eine Erörterung der durch letztere unterdrückten Differenzen speziell in Deutschland traditionell auf wenig Gegenliebe, ebenso wie die mit dem Postkolonialismus verbundenen Denkschulen des Postmodernismus und des Poststrukturalismus. Auch das mag mit dem Mangel an starken Minderheitenstimmen – bzw. ihrer Unterdrückung – zusammenhängen, die universalistische Paradigmen in Frage stellen und auf einer Vielzahl von Geschichten, Narrativen und Kanons beharren. Da das „deutsch-europäische“ Selbstverständnis nicht durch einschneidende Erfahrungen wie z. B. „Algerien“ oder „Vietnam“ erschüttert und herausgefordert worden sei, haben sich einseitig positive Sichtweisen auf Europa sowie auf Aufklärung, Modernität und Rationalität weitgehend halten können, weshalb „blinde Flecken“ gegenüber Heterogenität, Andersheit und Differenz weiterhin Bestand haben. Dass die aufgeklärte, europäische Moderne mindestens genau soviel mit Unterdrückung wie mit Emanzipation zu tun hatte, und immer noch hat, wird deshalb gern übersehen oder vergessen (4ff.).

Um diesem Zustand Abhilfe zu leisten, wird in *The Imperialist Imagination* Fragen zur deutschen kolonialen Erfahrung nachgegangen und untersucht, inwiefern koloniale Fantasien und Erfahrungen Bedeutungen des Deutschseins sowie die deutsche kulturelle und nationale Identität beeinflusst und geformt haben, weshalb Faschismus als ein nicht nur auf Europa beschränktes Phänomen zu verstehen ist, inwieweit die Konstitution des deutschen Selbst über Andere funktionierte und in welchem Maße dieses deshalb umso mehr als intrinsisch heterogen, nicht homogen konzipiert

---

12 Was eventuelle seitherige Veränderungen betrifft, schreibt z. B. Kien Nghi Ha noch 2009: „Seit der rot-grünen Koalition von 1998 wurde die auf gesellschaftliche Ausgrenzung setzende 'Ausländerpolitik' lediglich durch eine an so genannten deutschen Interessen orientierte Zuwanderungs- und Integrationspolitik ergänzt und flexibilisiert, aber keineswegs abgeschafft“. So konstatiert er, Deutschland sei „im migrationspolitischen Bereich“ nach wie vor „ein Entwicklungsland“ (S. 66).

werden muss. Die Beschäftigung mit der kolonialen Vergangenheit – und ihre damit letztendlich verbundene Überwindung<sup>13</sup> – bietet laut den Autorinnen zudem den Anreiz, sich die deutsche Position innerhalb der postkolonialen Welt zu vergegenwärtigen und damit über einen deutschen Provinzialismus hinauszugehen, verbunden mit der Hoffnung, die Idee des Deutschseins – in einem weiteren, postkolonialen Kontext gedacht – schließlich dementsprechend anders zu entwerfen: nicht mehr zwingend weiß, Ungleichheiten bei den Bedingungen für eine Zugehörigkeit anerkennend und überwindend, letztlich also eine inklusive Zukunft ermöglichend, jenseits der Zugehörigkeitsbedingung des Weißseins. Hierdurch könne die Vorstellung, Deutschsein sei gleichsam unberührt von Minderheiten und außereuropäischen Menschen, die auch durch die Unterdrückung der kolonialen Vergangenheit ermöglicht und gefestigt wird, überwunden werden. Die Arbeiten in *The Imperialist Imagination* gehen über ältere Studien zum deutschen Kolonialismus hinaus, indem sie den Kolonialismus auch als tief in die kolonisierende Gesellschaft eingeschrieben verstehen und koloniales und rassistisches Denken in der westlichen, und somit auch deutschen, kulturellen Tradition in den Blick nehmen. Sie gehen, im Gegensatz zur damaligen deutschen Geschichtswissenschaft, grundsätzlich davon aus, dass der deutsche Kolonialismus – mit und ohne Kolonien – und somit auch Deutschlands „Andere“ die deutsche Imagination und Selbstwahrnehmung nachhaltig und machtvoll geprägt haben (6ff.).

### 2.3 Die deutsche Rezeption und neuere Entwicklungen

Im vergangenen Jahrzehnt wurde dann auch im deutschen Wissenschaftsbetrieb vermehrt – aber dennoch letztendlich mit begrenzter Reichweite – begonnen, auf die Bedeutsamkeit sowohl des deutschen als auch des gesamten euro-amerikanischen Kolonialismus für Deutschland aufmerksam zu machen, zumeist auf zweierlei Art: Erstens wird von der grundlegenden und fortwirkenden Bedeutung der „kolonialen Globalität“, die um 1900 als „Hochphase in der Geschichte der Globalisierung“ ihren Höhepunkt erreichte, für die heutige globalisierte Welt ausgegangen, selbstverständlich inklusive Deutschlands (Conrad 2008: 106f.) – ganz im Sinne der Theoretiker des „decolonial turn“ könnte man also auch von einer „globalen Kolonialität“ sprechen, die nach wie vor eine oftmals unangefochtene Macht als der vergessene, verdrängte, aber umso wirksamere Bestandteil der Modernität genießt. Conrads Ausführungen gehen in die gleiche Richtung, wenn er grundsätzlich feststellt: „die Verflechtung der Welt vollzog sich [...] unter kolonialen Bedingungen“ (107). Um dieser Tatsache gerecht zu werden, hieße es für die (Geschichts-)Wissenschaft schließlich, der zum Verständnis komplexer, globaler Verwobenheiten angemessenen Perspektive

---

<sup>13</sup> Mit Überwindung ist hier eben nicht ein abschließendes „Abhaken“, sondern ein kritisches Reflektieren gemeint, das letztendlich einen neuen Zugang zu „alten“, aber in verschiedenen Kontexten immer wieder auftauchenden und daher aktuellen Fragen und Problemen gewährt.

der *longue durée* auch räumlich eine entsprechende „*grande étendue*“ hinzuzufügen. Diese muss berücksichtigt werden, um Europa oder den „westlichen“ Nationalstaat letztlich nicht als souveränen Heros, als *das* Subjekt der globalen Geschichte zu denken, sondern als von globalen, transnationalen, überwiegend asymmetrisch-gewaltsamen Verflechtungen intrinsisch geprägt, sowie gleichzeitig Europas „Andere“ als ebenfalls handlungsfähig und immer schon Einflüsse auf globale Prozesse ausübend. Somit ist oft auch vom neuen, notwendigen Verständnis einer „geteilten Geschichte“ die Rede, welches das Ausmaß der Dimensionen der ungleichgewichtigen Verflechtung deutlich macht, auf denen unsere heutigen Gesellschaften nach wie vor aufbauen, inklusive Wirtschaft, Politik, Kultur – und auch Wissenschaft (Conrad 2002).

Zweitens betont und attackiert die in eine sehr viel radikalere Richtung gehende, den distanzierten Duktus der Wissenschaftlichkeit überschreitende, postkoloniale Kritik das kontinuierliche, aber auch von Brüchen gekennzeichnete Vorhandensein konkreter post-/kolonialer Machtverhältnisse, die sich diskursiv wie materiell ausdrücken, beispielsweise in diskriminierenden und rassistischen Strukturen im deutschen Staatswesen, ebenso jedoch in den Denkmustern der deutschen „Mehrheitsgesellschaft“ oder „Dominanzkultur“. Im Grunde greift sie dabei auf eben jene historischen Erkenntnisse von der Jahrhunderte alten, keineswegs „neuen“, sondern grundsätzlich kolonialen Globalisierung zurück, um Kritik zu lancieren. So schreiben Kien Nghi Ha, Nicola Lauré al-Samarai und Sheila Mysorekar in ihrer Einleitung zu *re/visionen* über die schier übermächtige „Weiße 'Normalität'“ (2007: 9), die sie mit einem „fundamentalen Perspektiv- und Paradigmenwechsel“ aus ihrer gesellschaftlich marginalisierten, aber durch die Formulierung eigener Diskurse nun selbstbestimmten Position zu überwinden suchen, um „Deutschland als vielstimmigen, postkolonialen Raum“ (14f.) zu enthüllen: „Aufs engste mit den Praktiken des Kolonialismus und des modernen Rassismus verknüpft, drückt sie das *historische Gewordensein* eines rassistischen Herrschaftsverhältnisses aus“ (9). Sie wollen durch die „Aufarbeitung kolonialer Präsenzen [...] die aktuellen Versionen des 'westlichen' Überlegenheitsanspruchs als hegemoniales Ordnungsmodell“ demaskieren, wobei sie grundsätzlich vor den „schwerwiegenden Konsequenzen der als 'weiße Flecken' bezeichneten, großflächigen Erinnerungslücken dominanter Diskurse“ warnen – bezogen vor allem auf die „weitestgehende Verdrängung des Kolonialismus samt seiner Sinn stiftenden Ideologien, Traditionen und Handlungspraxen“ (15). Besonders, da sie unbearbeitet bleiben, seien die „Echos dieser kolonialen Matrix“ weiterhin präsent und wirkmächtig (ebd.).

Was in neueren Arbeiten, vielleicht bezeichnenderweise besonders in solchen, die nicht aus Deutschland selbst herrühren, gerne betont wird, ist die vermeintlich fundamentale Veränderung im deutschen Umgang mit der Kolonialzeit seit 2004. Wie schon in Lennox' Artikel angedeutet, wird

sowohl mit dem Erscheinen von Publikationen zu den Themen Kolonialismus und Genozid<sup>14</sup> anlässlich des Gedenkjahres, als auch dem Stattfinden vieler Veranstaltungen, der Entschuldigung für den deutschen Genozid in Namibia durch die damalige Ministerin für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung Heidemarie Wieczorek-Zeul sowie den damit verbundenen öffentlichen Debatten ein möglicher „major break-through“ (Perraudin/Zimmerer 2011: 1) assoziiert. Zwar werden auch die Widersprüche und gegensätzlichen Interessen in diesen Debatten und in den Formen der Auseinandersetzung auf medialer, „aktivistischer“, politischer und wissenschaftlicher Ebene erkannt (ebd.), es wird aber behauptet: „the debate showed that Germany had finally arrived at a postcolonial European normality, where its own historical relationship with the world is part of a vigorous debate not only about the past, but also about the future“ (2). Ähnlich Volker Langbehn (2010) in seiner Einleitung zu *German Colonialism, Visual Culture, and Modern Memory*, einem Sammelband, der den Motiven der *German Postcolonial Studies* mit dem Fokus auf die nach Ansicht des Herausgebers bislang vernachlässigte visuelle Kultur folgt:

„The legacy of German colonialism has finally caught up with contemporary Germany – despite attempts to minimize the significance of the colonial era – and haunts its political and cultural imagery of the twentieth and twenty-first centuries. As Germany tries to come to grips with its colonial experience, the lessons of German colonialism appear uncannily relevant today“ (22).

Ob die Autoren hier nicht vorschnell von der tatsächlich dynamischen und facettenreichen Betriebsamkeit in den Wissenschaften – und von Seiten engagierter Teile der Zivilgesellschaft – auf Veränderungen in den von der deutschen postkolonialen Kritik angegriffenen dominanten Diskursen schließen, was ihre Formulierungen durchaus suggerieren, bleibt eine strittige Frage.

Ebenso dubios ist die von Michael Perraudin und Jürgen Zimmerer wiedergegebene Auffassung, es in erster Linie der mittlerweile arrivierten Generation der „68er“ zuzuschreiben, trotz fortdauernder Widrigkeiten erstmals für „a frank understanding of the colonial legacy“ (2011: 5) gesorgt zu haben – eine Behauptung, die den Ausführungen von Lennox über die maßgeblich von außen kommenden Impulse für die kritische Auseinandersetzung mit dem Kolonialismus eindeutig entgegensteht. Die Herausgeber beziehen sich hierbei auf Ingo Cornils' Beitrag, der meint, die Entschuldigung Wieczorek-Zeuls „can be interpreted as a consequence of the student protest of the late 1960s, and a reflection of changed attitudes in Germany“ (2011: 206). Inwiefern diese veränderten Einstellungen auf externe Ansprüche reagiert haben – und inwieweit die Veränderungen deshalb auch eher diesen angerechnet werden sollten, anstatt ein neuerlich souverän-autarkes Bild der ehemaligen Kolonisatoren auch in der „Selbst-Dekolonisierung“ zu zeichnen –, wird hier verschwiegen.

Im Hinblick auf die neu auflebenden Auseinandersetzungen mit der kolonialen Vergangenheit wird

---

14 Besonders Zimmerer/Zeller 2003, beispielsweise aber auch Lutz/Gawarecki 2005.



im selben Aufsatz jedoch eine skeptische Meinung vertreten, der ich mich wiederum viel eher anschließen würde, indem Cornils den zumindest in der Wissenschaft vorherrschenden, dekolonialen und in Richtung eines „negativen Gedenkens“ gehenden Umgang mit Kolonialismus als von „neo-conservative historians“, die die Kolonialzeit verharmlosend bis positiv deuten, herausgefordert sieht, und überdies eine Apathie hinsichtlich der Debatte außerhalb akademischer Kreise konstatiert und vermutet, eine Geschichtsverdrossenheit, bedingt vor allem durch die Fokussierung auf negative, schuldbeladene Erinnerungen, sei hierfür verantwortlich. Somit kommt Cornils schließlich zu der vorsichtigen Annahme: „perhaps Winfried Speitkamp [in *Deutsche Kolonialgeschichte*, 2005] is right when he observes that the memory of our colonial past, in spite of all the recent activity, is still marginal at best“ (208).

Joachim Zeller spricht schon gut zehn Jahre vorher davon, dass die „Vergegenwärtigung der Kolonialgeschichte“ entlang krasser Gegensätze geschehe, wobei er hier die gegensätzlichen Pole Modernisierungs- (Revisionismus) und Dependenztheorie (Kritik) nennt. Gerade bei Formen des öffentlichen Gedenkens, wie bei den von ihm behandelten Denkmälern, aber auch bei ritualisierten Gedenkakten, gehe es „zuerst um die Durchsetzung kollektiver Deutungsmuster und Interessen“, weniger um „die historische Wahrheit“ (2000: 265). Die Entwicklungen der noch jungen *German Postcolonial Studies* hat Zeller anscheinend noch nicht registriert, als er dies schreibt, und wenn man sich die Arbeiten der vergangenen, mittlerweile fast 15 Jahre anschaut, stellt sich die Frage, ob nicht auch die Wissenschaft sich viel stärker entlang dieser Pole positioniert und einordnen lässt, als dies die nüchtern-neutral anmutenden Ausführungen Zellers vermuten lassen<sup>15</sup>. Dies suggeriert wenigstens die Lesart Cornils', wie oben gesehen, oder beispielsweise auch folgendes Zitat von Köbler: „a fresh tendency towards a more or less openly revisionist interpretation of the German colonial past has become explicit, both in the political and academic fields“ (2006). Diesen Eindruck sieht er vor allem durch abwertende Aussagen auch bedeutender Kolonialhistoriker wie Horst Gründer gegenüber Untersuchungen zu deutschen kolonialen Verbrechen bekräftigt, die als übermäßig larmoyant und selbst-geißelnd diskreditiert werden. Generell gebe anscheinend gerade der die spärliche öffentliche Aufmerksamkeit fast absorbierende Kontext „Genozid-Debatte“ mit all seinen Nebensträngen auch Anlass für Versuche, ein „angenehmeres“ Bild des deutschen Kolonialismus zu schaffen, als jenes, das durch die Erinnerung an Völkermord – „and other forms of savage repression and exploitation“ – vermittelt wird (ebd.). Zeller stellt im Gegensatz dazu im Jahr 2000 noch fest, die „deutsche Übersee-Expansion“ habe „nur eine geringe Tiefenwirkung im kollektiven Gedächtnis der Deutschen“ hinterlassen – über die

---

15 Abgesehen davon, dass auch 2000 vielerorts schon längst ein eher „post-empiristisches“ Wissenschaftsverständnis (Reckwitz 2003) vorgeherrscht haben dürfte, das die „historische Wahrheit“ vielmehr immer als Ergebnis der Kämpfe um „die Durchsetzung kollektiver Deutungsmuster“ betrachtet.

von den *German Postcolonial Studies* betonten, tiefgehenden Spuren im „kollektiven Unbewussten“ findet sich hier noch kein Wort –, der Kolonialismus bleibe „eine längst vergangene Epoche“, „in geschichtlicher Ferne versunken“ (276).

Letztlich bleibt auch zur „neuen Aufmerksamkeit“ zu sagen, dass sie wohl kaum für umfassende, weitreichende Auswirkungen gesorgt hat. Gerade die Konzentration auf ein Gedenkjahr lässt eher ein lediglich kurzlebiges Aufflackern des Interesses in Teilen des öffentlichen Diskurses vermuten, während das wissenschaftliche Interesse weiterhin Konjunktur hat. So mahnt auch Kathryn Jones (2011): „In spite of the unprecedented media attention given to the 100<sup>th</sup> anniversary of the Herero war in 2004, concerns have been raised that its impact on German memory discourses may prove to be rather short-lived, and that a broad public consciousness and acceptance of Germany's colonial guilt has not yet materialized“ (218) – ganz zu schweigen von tiefer gehenden Selbstreflexionen in Bezug auf fortdauernde kolonial-eurozentrische Denkmuster, diskriminierende Strukturen etc.

Insgesamt kann man feststellen, dass nicht nur Meinungen, inwiefern Analogien zwischen Kolonial- und NS-Verbrechen bestehen, divergieren. Auch Einstellungen dazu, ob eine koloniale Amnesie bestehe oder bestanden habe<sup>16</sup>, oder wie spezifisch deutsch die deutsche Kolonialzeit nun letztendlich war, gehen mitunter auseinander<sup>17</sup>. Das hängt selbstverständlich auch damit zusammen, dass immer wieder betont werden muss, dass koloniale und Kolonialismus-bezogene Diskurse und Praktiken keineswegs immer so hegemonial, homogen und „monolithisch“ sind und waren, wie es auch in Studien der *German Postcolonial Studies* oftmals erscheinen mag. Dementsprechend sind immer Differenzierungen vonnöten, und zwar in Form der Anerkennung der enormen Heterogenität und Widersprüchlichkeit auch in kolonialen Fantasien, Diskursen und Realitäten. Denn im Rückblick und zwecks „strategischer Essenzialisierung“ oder thematischer Schwerpunktsetzung können diese Faktoren oftmals verwischen. Zu einer „Ent-Schuldigung“ des Kolonialismus und der Kolonialität der Modernität muss dies wiederum keinesfalls zwingend führen.

Nach Betrachtung der neueren Entwicklungen muss, wie mir scheint, differenziert werden zwischen der Ankunft in der „postkolonialen Normalität“, belegt alleine dadurch, dass Debatten geführt werden, sowie durch das teilweise Eingeständnis kolonialer Schuld – Phänomene, die nun wirklich nicht gänzlich neu sind –, und dem konstatierten Fortdauern kolonialer und rassistischer Präsenzen in Denkmustern, Populärkultur und Institutionen, das weiterhin einer Dekolonisierung bedarf.

---

16 Monika Albrecht (2011), die sich mit Kolonialismus-bezogenen Beiträgen im *Spiegel*, den *Frankfurter Hefen* oder dem *Merkur* in der Nachkriegszeit bis 1965 beschäftigt, kommt – in dezidiert Abgrenzung zu Zantop – zu dem Ergebnis: „there was, in fact, no 'post-colonial amnesia' in Germany“ (187). Diese Feststellung basiert jedoch auf ihrer Definition von „Amnesie“, die sehr viel enger als bei Zantop gefasst ist und jedwede noch so beiläufige Erwähnung des Themas, ob kritisch oder affirmativ, als „Nicht-Amnesie“ versteht. In seiner Intention unterscheidet sich Albrechts Ansatz letztlich nicht grundlegend von dem Zantops – im Gegenteil –, wenn sie z. B. konstatiert: „criticism of German colonialism is distinctly more lenient than that directed at other European colonizers“ (190).

17 Siehe etwa: Forum „The German Colonial Imagination“ in *German History* Vol. 26, No. 2, S. 251-271 (2008).

### **3. „DerElefant!“: Analyse der Interviews mit M. Weisser und G. Eickelberg**

Anfang Februar 2011 führten wir zwei separate Interviews mit jeweils einem aktuellen und einem ehemaligen Vorstandsmitglied des vor mittlerweile drei Jahren gegründeten Vereins „DerElefant!“. Dieser versteht sich als „gemeinnütziger Verein für Vielfalt, Toleranz und Kreativität“<sup>18</sup> und hat sich nach dem 1932 als Reichskolonialehrenmal eingeweihten und Ende der 1980er Jahre zum Anti-Kolonial-Denk-Mal umgewidmeten „Elefanten-Monument“ in Bremen benannt<sup>19</sup>. Das Monument selbst wurde vom Verein zur zentralen Wirkungsstätte auserkoren, als „Zeichen und Ort für Vielfalt, Toleranz und Kreativität“, als „Ort der Erinnerung und Versöhnung“ sowie als „Ort für Zukunft in Vielfalt“ („DerElefant!“ 2010: 74, 78, 73).

Wir, als Studenten des MA Transkulturelle Studien, die wir uns in unserem ersten Semester u. a. mit Kulturtheorie, Konzepten von Kulturkontakt sowie postkolonialer Theorie auseinandergesetzt haben, fragten uns, was ein solcher Verein mit eben diesen von uns behandelten Themen zu tun haben könnte. Hat ein Verein, der sich im Kontext eines (Anti-)Kolonialdenkmals ansiedelt, hochtrabende Ziele verkündet und prinzipiell „gute“ Ideen vertritt, auch tatsächlich die Absichten und Mittel, um den geweckten Erwartungen gerecht zu werden? Inwiefern findet in Bezug auf die angestrebte Kolonialismus-Aufarbeitung eine ernsthafte Auseinandersetzung statt, wenn schon nicht mit den (Mit-)Repräsentierten – den Nachfahren der Opfer des deutschen Kolonialismus, in diesem Fall v. a. aus Namibia –, dann wenigstens auf der Ebene einer kritischen, dekolonialen Selbsthinterfragung? Um mögliche Antworten auf diese Fragen zu erhalten, haben wir die Zweite Vorsitzende des Vereins, Gudrun Eickelberg, sowie den ehemaligen Zweiten Vorsitzenden Michael Weisser, der zum Zeitpunkt des Interviews nicht mehr dem Verein angehörte, zum Selbstverständnis des Vereins sowie zu Aspekten und Problemen der Repräsentation, der Vereinnahmung und der Einbeziehung „postkolonialer“ Stimmen befragt. Im Folgenden möchte ich, zugegebenermaßen selektiv, für diese Arbeit relevante Aussagen aus den Interviews wiedergeben und analysieren, wobei ich mich auf unseren circa 25-minütigen Film beziehe, um dann auf das Fortbestehen kolonialer Fantasien und kolonialrassistischer Bilder des Anderen einzugehen, sprich: die fast ungebrochen vorherrschende Kolonialität – auch in Diskursen, die auf den ersten Blick in eine dekoloniale Richtung zu zielen scheinen. Anschließend möchte ich nochmals auf einige „kritische“ Themen zurückzukommen, die bereits angeschnitten wurden: das vermeintliche Ende der „Amnesie“ und die daraus resultierende „neue Aufmerksamkeit“ für das koloniale Erbe in Deutschland sowie die „Ersatz-Rolle“ deutscher zivilgesellschaftlicher Gruppen.

---

18 Siehe Website (wie Anm. 3).

19 Zur Geschichte des Denkmals vgl. z.B. Zeller 2000.

### 3.1 Kritische Wiedergabe des Interview-Gehalts

Auffällig bei den Aussagen Eickelbergs und Weissers ist, dass sie ihre Positionen und Ansichten beide, wenn auch auf unterschiedliche Art und Weise, oft als genuin und idiosynkratisch zu sehen scheinen, die Tatsache, dass sie in mehr oder weniger ausgeprägten Diskurstraditionen stehen, also gleichsam ignorieren. Dies ist umso paradoxer, da sie sich einerseits mit einem historischen Thema beschäftigen, das lange vor ihnen – wenn auch nicht immer in „wünschenswerter“ Form – weitreichende Erinnerungsverhandlungen und wissenschaftliche Aufarbeitung erfahren hat, sie andererseits zudem gerade in Bremen in einer zumindest jahrzehntealten Tradition stehen, die sogar von beiden immer wieder erwähnt wird. Eine gewisse Selbstreferentialität scheint sich also nicht nur, wie noch zu sehen sein wird, auf die Aspekte Erinnerung und Versöhnung im Zusammenhang mit dem deutschen Kolonialismus zu beschränken, sondern kommt bereits in der Selbstdarstellung der persönlichen sowie der Vereinsziele und -aktivitäten zum Tragen.

Der Medienkünstler und selbsternannte Achtundsechziger Weisser lässt es in seiner Erzählung von den Anfängen des Vereins wenigstens so erscheinen, als habe er im Alleingang, im Zuge seiner „kreativen Feldforschung“ anlässlich des 100. Geburtstages des Hermann-Böse-Gymnasiums im Jahre 2005, den Elefanten mit all seinen Implikationen erst „wiederentdeckt“ und zum Thema gemacht – zumindest im Umfeld der Schule habe niemand eine Ahnung gehabt, was es mit dem Elefanten auf sich habe. Nachdem er für dieses Projekt Anfang 2005 Namibia besuchen durfte, dort im Auftrag der Schule entdeckte, forschte und sammelte<sup>20</sup>, kam er zurück mit dem Konzept, einen „Ort zu definieren, dem bestimmte Attribute zugeschrieben werden, nämlich als Ort der Vielfalt, der Toleranz und der Kreativität“ (O-Ton Weisser). Beide Interviewpartner äußern im Hinblick auf die historische Vorbelastung des Elefanten die Meinung, von der Zeit „eingeholte“ Denkmäler generell erhalten zu wollen; „damit auch gefragt wird“ (Eickelberg) bzw. um zu sehen, wie es „gewirkt“ hat – wenn man denn eine Aufarbeitung daran bindet (Weisser).

Wie aber diese Aufarbeitung genau aussehen soll, bleibt diffus: Eickelberg spricht beispielsweise von Lesungen, Videoinstallationen und einem 2009 veranstalteten Festival, Weisser von dem ursprünglichen Plan, ungefähr drei Mal im Jahr Kunstschaaffende einzuladen, die sich mit der Ästhetik und/oder der Geschichte des Elefanten auseinandersetzen, um Geschichte „anders zu vermitteln“ – Zahlen und Fakten könne man sich im Grunde nicht merken, daher solle man „emotional“ angesprochen werden. Dem widerspricht allerdings seine eigene Idee des Projekts „Website“, dass folgendermaßen funktionieren soll(te): „Gruppen, in denen historisch geforscht wird“, stellen über die Plattform „Website“ Informationen zum Thema Kolonialismus am Beispiel

---

<sup>20</sup> So sein in der „kreativen Feldforschung“ enthaltenes Kunstverständnis, dass einem sowohl aus der klassischen Vorstellung „kolonialer Abenteuer“ als auch aus der kolonial geprägten Ethnologie/-graphie bekannt vorkommt.

„Namibia-Bremen“ exemplarisch zur Verfügung – auch hier kann man leicht den Verdacht eines Drangs zum pseudo-erstmaligen Nachholen bekommen, zumal auch im vom Verein herausgegebenen Buch zu lesen ist: „Dieses Buch gibt eine *erste* Auskunft über die Geschichte des 77-jährigen Dickhäuters“ („DerElefant!“ 2010: 74; Hervorhebung von mir).

Eickelberg nennt weiterhin ein 2010 stattgefundenes Projekt, in dessen Absicht sowie Beurteilung ihrerseits sich bereits ein problematisches (Nicht-)Verständnis „postkolonialer“ Handlungsfähigkeit ausdrückt: In einem symbolischen Akt der Versöhnung kletterte die Künstlerin Gertrud Schleising als „Elefantenflüsterin“<sup>21</sup> auf das Monument und legte einen „Schal“ aus den Flaggen der 15 Staaten (sic!), die vom deutschen Kolonialismus betroffen waren, über den Elefanten – hierzu Eickelberg: „Unsere Intention war halt zu sagen: diese 15 Staaten geben wir jetzt zurück“. Einerseits stellt sich die Frage, wieso hier mit der Betonung auf Zurückgeben – wahrscheinlich unfreiwillig – ein gönnerhafter Gestus eingenommen wird, indem die Befreiungskämpfe und Widerstandsbewegungen der Kolonisierten, die mitnichten geduldig auf ein Geben der Kolonialherren gewartet haben (zumal bis 2010!), ignoriert werden und die letztendliche Entscheidungsgewalt somit wieder einmal bei „uns“ verortet wird. Andererseits ist genau mit solchen einseitigen Versöhnungsfantasien, wie sie in dieser Aktion zum Ausdruck kommen – wenn auch in diesem Fall der Elefant selber angesprochen bzw. „angeflüstert“ wurde –, die oben angesprochene Selbstreferentialität gemeint, die ironischerweise auch der post-/dekolonialen Wissenschaft, sicher nicht immer zu Unrecht, häufig zum Vorwurf gemacht wird<sup>22</sup>. Versöhnung qua Monolog ist und bleibt schlicht unvorstellbar. Kurz darauf betont auch Eickelberg, es sei „schon wichtig, dass wir da immer mal wieder auch diese Begegnung der verschiedenen Kulturen haben“. In diesem Kontext nennt sie das Festival von 2009: „Da hatten wir ja ganz viele Afrikaner da“. Hiermit nähern wir uns dem Kernbereich unseres Interesses: der Auseinandersetzung, dem Kontakt, dem Dialog – oder eben ihrer Abwesenheit. Besonders Weisser tut sich in der Erklärung und Rechtfertigung Letzterer durch eigenwillige Interpretationen hervor – die so eigenwillig gar nicht sind. Auf die Frage, ob es sich bei dem Verein um eine selbst-vergewissernde, links-intellektuelle Initiative Weißer handele, antwortet er, nach anfänglichen Verständnisproblemen mit dem scheinbar ungewohnten Begriff „weißer“: „Na klar! Es war kein Afrikaner dabei“. Um dann anzuschließen: „Es interessiert die Afrikaner auch so doller nicht“. Dieses Wissen ziehe er „rein faktisch“ auch daraus, dass die zum Festival 2009 eingeladenen afrikanischen TeilnehmerInnen nur darauf aus gewesen seien, ihre Produkte auszustellen und zu verkaufen: „Für die Geschichte hat sich überhaupt keiner interessiert – fand ich sehr interessant“. Man habe sich aber „sehr wohl bemüht, an Vertreter

---

21 Siehe Website (wie Anm. 3).

22 Siehe erwähnten Diskussions-Artikel „The German Colonial Imagination“ (wie Anm. 17).

aus Afrika ran zu kommen“ – mit bekanntem Ergebnis: „Das Thema interessiert die überhaupt gar nicht“. Weitere Anhaltspunkte für seine Thesen über „die Afrikaner“ liefert ihm das angebliche Verhalten eines – überraschenderweise anscheinend doch – anfangs im Verein engagierten Togoers: Dieser sei dabei gewesen und auch „vorgezeigt“ worden, hätte es im Grunde aber nur darauf abgesehen gehabt, seine Aufenthaltsgenehmigung zu verlängern. Für Weisser ein weiterer Beleg für die „pragmatische“ Art, die „die“ an den Tag legen. Wobei er das generalisierende „Die“ daraufhin relativiert; er spreche nur von denen, die er kennengelernt habe. Dennoch: „da“ – nun anstelle von „die“ – stehe das „aktuelle Leben“ im Mittelpunkt. Im Gegensatz zu „uns“, die „wir in die Geschichte schauen“, sei man da „sehr relaxed“. Sein abschließendes Urteil zu den vergeblichen „Anwerbeversuchen“ möglicher afrikanischer Mitglieder: auf alle Anfragen sei reagiert worden mit Dabei-Sein-Wollen, aber Nichts-Bezahlen-Wollen – „man wollte Vorteile haben“.

Angesprochen auf die viel zitierte „Freundschaft“ zwischen Bremen und Namibia<sup>23</sup>, divergieren Eickelberg und Weisser in ihren Reaktionen: Sie betont die lange Tradition der Verbundenheit und die besondere historische Verantwortung Bremens gegenüber Namibia, räumt ein, dass sie, von „DerElefant!“, „ja nicht die ersten“ seien: „Bestrebungen hat's ja immer schon gegeben“. Auf diese Aussagen möchte man im Grunde mit polemischen Gegenfragen reagieren. Erstens: „Nicht die ersten“, die was tun? – einseitig eine Freundschaft proklamieren? Zweitens: Was soll in diesem Zusammenhang „immer schon“ bedeuten? Noch inkonsistenter wirken diese Sätze, liest man sie mit ihren Äußerungen zur „Schlussstrich-Frage“ zusammen, die wir in Bezug auf das 2009 gegenüber vom Elefanten eingeweihte und vom Verein mitgetragene Mahnmal in Gedenken an die Opfer des Genozids 1904-08 stellten: Hier spricht sie plötzlich von einem „Anfang“ der Aufarbeitung, der sich im Mahnmal manifestiere. „Denn die Auseinandersetzung hat ja gar nicht richtig stattgefunden, die hat ja immer *mal* wieder stattgefunden“. Eine Aussage, die sicher nicht grundlegend falsch ist, aber einerseits im Widerspruch zu ihren vorigen Bemerkungen steht, andererseits weitreichende Projekte – zumindest im Vergleich zu den bisherigen Errungenschaften von „DerElefant!“ – ausblendet.

Weisser sagt, er sehe im Verhältnis zwischen Bremen und Namibia keine Freundschaft im wörtlichen Sinne und verweist auf den formellen politischen Austausch, auf Einladungen und Absichtserklärungen. Dann behauptet er jedoch, und hier nähert er sich in der verallgemeinernden Art seiner Aussage wiederum Eickelberg an, es gebe angeblich „keine wirklichen Projekte mehr“, bezogen auf Namibia-Bremen. Die, die es gegeben habe, hätten unter dem Motto „Wir Reichen helfen den Armen“ gestanden – seiner Meinung nach eine verwerfliche Herangehensweise, wie noch zu sehen sein wird. Bezüglich des möglichen Schussstriches in Form des „Namibia-Mahnmals“ widerspricht Weisser Eickelberg erneut diametral, indem er sagt: „Ich könnte mir

---

23 Siehe Gustafsson 2003.

vorstellen, dass es das war“. Er bezieht sich mit dieser Vermutung vor allem auf die infolge eines diesbezüglichen Versprechens des ehemaligen Bremer Bürgermeisters Henning Scherf gegenüber dem ehemaligen namibischen Präsidenten Sam Nujoma im Verein entstandene Interessengruppe „Namibia-Mahnmal“, die nach der Errichtung und Einweihung schließlich „völlig weg“ gewesen sei. Dass Weisser hier und an anderer Stelle eine völlig entgegengesetzte Haltung zu Eickelberg einnimmt, lässt sich sicher auch mit seinem – wie dem Gespräch zu entnehmen war – nicht gerade freundschaftlichen Abschied aus dem Verein erklären. Somit ist er in einer Position, aus der er einerseits eine Art Verfallsgeschichte des Vereins erzählen kann, der ohne sein Zutun nichts mehr zustande bringt, andererseits aber sieht er sich in der Lage, von den positiven Ansätzen und Errungenschaften zu seiner aktiven Zeit zu berichten.

Zur Frage, ob denn auf Vereinsebene von einer Begegnung auf Augenhöhe mit „postkolonialen“ Personen die Rede sein könne, hat Eickelberg zunächst große Schwierigkeiten, ihre häufigen Bedenken in Bezug auf einen möglichen „Völkerschau-Umgang“ mit schwarzen Menschen „politisch korrekt“ zu artikulieren („früher hat man das ja dann auch gemacht, bei Hagenbeck zum Beispiel“) und fasst es dann in die doch sehr generell gehaltenen Worte: „dass man [...] immer in gewisser Weise dann, irgendwie so [...] eben auch nicht gleichberechtigt mit denen umgeht“. Dann aber versichert sie: „Vom Vorstand her kann ich das sagen, dass das ganz bestimmt so ist, dass wir uns da auf Augenhöhe begegnen“. Eine konkrete Antwort auf die Frage, wem man denn nun „so“ begegnet, blieb sie uns leider schuldig. Dies mag an unseren nicht hartnäckig genug gestellten Fragen gelegen haben, kann aber auch mit einer von Vereinsseite aus gewissermaßen fantasierten Resonanz zu tun haben, die schlichtweg nicht den tatsächlichen, kaum vorhandenen Beziehungen zu NamibierInnen oder AfrikanerInnen entspricht. Ähnlich diffus sagt Eickelberg dann auch beschwichtigend, als wir sie mit Vorwürfen von Herero-Nachkommen konfrontieren, die im Rahmen der Gestaltung und Einweihung des Mahnmals nicht einbezogen wurden und sich übergangen fühlten: „Damit haben wir immer zu tun, bei solchen Dingen, das ist auch ganz normal, dass das so ist, und ist auch gut, dass das so ist“. Von der „Normalität“ und sogar „Gutheißung“ solcher Vorgänge findet sich in Selbstdarstellung (Buch/Website) und Aktivitäten des Vereins jedoch wenig bis gar nichts. Weiterhin vage bleibend, erzählt sie dann, dass bei der Einweihung des „Herero-Mahnmals“ nicht nur der offizielle Regierungsvertreter Peter Katjavivi, sondern auch „Leute, die wirklich unmittelbar betroffen waren“, da gewesen seien – ohne dies genauer zu erläutern, geschweige denn die Tatsache zu reflektieren, dass der Kolonialkrieg in Namibia vor über hundert Jahren endete. Schließlich distanziert sie sich und den Verein – vorsichtshalber? – noch von dem Mahnmal: „Das ist nicht unser Projekt gewesen, aber wir haben's finanziert“.

Weissers Äußerungen zu Herero-Beschwerden und Reparationsforderungen<sup>24</sup> sind hingegen noch ungleich „interessanter“. In einer Manier, die durchaus an revisionistische Argumentationsmuster erinnert, erklärt er zunächst, weit ausholend, worüber man sich zum Verhalten der Kolonisierten zu Kolonialzeiten „im Grundsatz klar sein“ müsse: „Die führten brutalste Kriege untereinander, die haben sich abgeschlachtet ohne Ende, Frauen geraubt, Vergewaltigung, war alles Tagwerk bei denen“. Dies müsse man bei der Betrachtung des Themas „im Auge halten“. Auch „die Herero“ gebe es „in dem Sinne nicht“, sie seien vielmehr „Familien, die sich natürlich [sic!] selber alle auch nicht richtig organisieren, weil alte Fehden“ noch virulent seien. Von hier aus schlägt er den Bogen zu der Feststellung: „Mama Afrika, da blicken wir gar nicht durch“, eine Einsicht, die er aus seinen persönlichen Erlebnissen „in den lokalen Gruppen“ in Namibia gewonnen zu haben meint. Ähnlich „revolutionär“ dann auch Weissers Erkenntnis zu den Ansprüchen von Seiten der Opfergruppen: „Man muss immer sehen, dass das ganze Thema Schuld und Versöhnung auch von den Gruppen dort knallhart ökonomisch gesehen wird“. Zur Untermauerung seiner Position erwähnt er dann die gescheiterte Sammelklage von Herero-Nachkommen vor einem US-Gericht, mit der Reparationszahlungen von deutschen Unternehmen, die am Kolonialismus profitiert hatten, erstritten werden sollten: „Hat einen Grund, weshalb das alles nicht durchgekommen ist“. Nach diesen eindeutig alle externen Ansprüche zurückweisenden Ausführungen, die sowohl vergangenes als auch gegenwärtiges Aufbegehren der „Anderen“ umfassend als irrelevant und ungültig disqualifizieren, schließt er seine Betrachtungen zu diesem Thema paradoxerweise mit dem Satz: „Aber das muss man sehen, jetzt ohne das damit abzuwerten oder so; sondern ganz nüchtern sehen, dass da Interessen bestehen“. Für die Existenz dieser Interessen scheint er ebenso wenig Verständnis zu haben, wie für das für ihn so überraschende Interesse (deutsch-?)afrikanischer HändlerInnen, beim „Elefanten-Festival“ 2009 ihre Produkte feilbieten zu wollen<sup>25</sup>.

Ein derart selbstbestimmtes, handlungsfähiges, letztlich selbstverständliches Auftreten schwarzer Menschen entspricht anscheinend nicht Weissers Idealvorstellungen von „den Afrikanern“, die vor allem durch seine vermeintlich umfassend autorisierenden Namibia-Erfahrungen geprägt zu sein scheinen. Weisser sei nämlich „wirklich“ in den „Communities dort“ gewesen und habe gesehen, „wie die so ihren Tag verbringen“. Diese Eindrücke verleiten ihn rückblickend zu einigen bemerkenswert primitivistisch-exotistischen Urteilen: „Wundervoll, wenn viel mehr Menschen so ihren Tag verbringen würden: dass die zusammensitzen, schwatzen, in die Sonne gucken, die Kinder spielen drum rum, die verbrauchen nicht besonders viel, die produzieren keine Unmengen an Müll – die leben sehr naturverbunden“. In geradezu klassischer Weise verbindet er dieses Lob

---

24 Siehe hierzu die Beiträge von Melber und Schaller in *German Colonialism and National Identity* (2011).

25 Man kann wohl davon ausgehen, dass es sich bei erwähnten Personen um HändlerInnen gehandelt hat, da kaum zu vermuten ist, dass Privatpersonen im Rahmen des Festivals unerwartet ihre Waren ausstellen und verkaufen wollten.



des „primitiven Anderen“ bzw. des „edlen Wilden“ mit einem vernichtenden Urteil des dekadenten eigenen Lebensstils: „Erst wir mit unserem ganzen Industriemüll und unserem ganzen Plastik ziehen da an [...] Da muss man die eigenen Werte, im Grunde genommen, in Frage stellen, statt zu sagen, wir transportieren jetzt unseren Wohlstand rüber – völliger Schwachsinn“. Diese Ansicht, die er wiederum für relativ originell und eigentümlich zu halten scheint, und zudem eine unzulässige Vermischung bzw. Gleichsetzung von „Werten“ und „Wohlstand“ enthält, findet sich in der Folge immer wieder in seiner Argumentation, beispielsweise in seinem Plädoyer für den Abschied vom Motto „Wir helfen den Armen“. In Bezug auf diese auch nicht ganz „taufrische“ Idee behauptet er: „Die kritische Intelligenz merkt das dort auch, aber der Mann im Busch macht so [hält die Hand auf], wenn du was reinlegst, ist er froh, wenn du nix reinlegst, sagt er okay, dann eben nicht, dann vielleicht morgen einer“. Bezogen auf Projekte der Entwicklungszusammenarbeit betont er dann auch (nach seiner Diagnose, man müsse das „ganz, ganz differenziert sehen“, in besonders widersprüchlicher Weise): „Ganz einfache Dinge, die haben dort 'ne gute Chance“.

Auch seine „Analyse“ des Neokolonialismus fußt auf derlei Überzeugungen. Es gebe in Namibia „eine neue Kolonialisierung, die man aber so nicht nennt, aber die man erkennen kann: Coca-Cola und McDonald's haben das Land schon kolonialisiert“. Weisser spricht in eindrucksvollen Bildern von der „neuen Kolonialisierung“: von den Tankstellen als den „neuen Forts“ („die schotten nicht ab, sie laden ein“) und „Oasen des westlichen Konsums“, um pointiert zu schlussfolgern: „Man kolonialisiert heute nicht mehr mit dem Bajonett, man reicht 'ne Cola rüber“. All dies „verkauft“ er als „Aussage auf der Basis meiner Erfahrung“, wodurch er seine Ansichten anscheinend als authentisch, allgemeingültig und unangreifbar zu machen sucht. Diese befähigen ihn dann auch zu folgenden Schlussbetrachtungen, die – vermeintlich neu- und einzigartig –, recht banale und, gegenüber den „Anderen“, äußerst herablassende Globalisierungs- und Zivilisationskritik aus privilegierter Perspektive reproduzieren: „Jetzt kann ich viel mehr in die Tiefe gehen, habe eine ganz andere Form von Verständnis dafür, komme eben auch zu der Aussage, wenn sie auch provokant sein mag: tragt bloß nicht unsere westlichen Werte da rein, das muss gar nicht sein [...] Da muss man sich fragen, ob jemand, der einfach unter 'ner Palme sitzt und wartet, bis 'ne Nuss runterkommt, ob der nicht, bezogen auf die Welt und auf die Erde, viel sinnvoller handelt als wir, die wir schon gleich das Ding wieder fällen und zu 'Bounty' verarbeiten“.

### 3.2 Interpretationen des Gesagten

Weisser lässt sich Diskursen zuordnen, die letztendlich überraschend viele Parallelen zu den von Zantop (1997) beschriebenen Mustern des „triangular thinking“ aufweisen, besonders in Bezug auf ihre Kritik an der Neuen Linken (s. o.). Er versteht sich als eine Art neutraler, aber authentischer

Beobachter und Schiedsrichter, der sich in der Lage sieht, moralische Urteile zu fällen, je nach eigener Interessenlage über die „Unterdrücker“ (Coca-Cola, McDonald's etc.), oder aber über die aufbegehrenden, nicht den eigenen Vorstellungen entsprechenden „Unterdrückten“, die sodann zu anmaßenden, gierigen „Rebellen“ (Herero-Nachfahren) oder einfach zu enttäuschend gewöhnlichen „Geschäftsleuten“ (HändlerInnen beim Festival) werden. So identifiziert er sich dann auch teilweise mit den „edlen Wilden“, wenn sie jedoch nicht mehr „edel“ sind, sondern eigene Interessen verfolgen – und somit anscheinend „korrumpiert“ sind –, wird der imaginäre Bündnispartner gewechselt. Eine kritische Selbsthinterfragung bleibt ebenfalls weitgehend aus, trotz gegenteiliger Behauptungen – dass „wir“ unsere „Werte“ (= hier v. a. „Konsum“) hinterfragen müssen, schließt ihn selbst schon nicht mehr mit ein, sondern bezieht sich eher auf die vermeintlich landläufige Meinung und richtet sich, pauschal formuliert, gegen „die Konzerne“ und „die Politik“.

Überraschend sind diese Parallelen erstens, weil die spezifisch von Zantop kritisierten Denkmuster und Vorgänge immerhin circa 45 Jahre zurückliegen (Enzensberger) – auch wenn ihre zwar diachron orientierte Kritik durchaus zur Befragung aktueller Vorgänge gedacht und geeignet ist. Zweitens, weil „DerElefant!“ als ein – oberflächlich betrachtet – an einer kritischen Kolonialismus-Aufarbeitung interessierter Verein schlicht Erwartungen hinsichtlich der Form dieser Aufarbeitung und der Art des Umgangs mit „anderen“, postkolonialen Ansprüchen weckt, die in keinster Weise erfüllt zu werden scheinen. Diese Erwartungen mögen, aus einer „bequemen“, akademischen Perspektive an einen sich in den „Aporien“ des Alltags befindlichen, nicht-akademischen Verein gerichtet, überzogen oder unfair erscheinen, zumal ein kleiner, gemeinnütziger Verein wie „DerElefant!“ tatsächlich in vielerlei Hinsicht nur über beschränkte Möglichkeiten verfügt und an seine Grenzen stößt. Dies betrifft vor allem politische, ökonomische und strukturelle Probleme und Zwänge: Zugeständnisse an und Instrumentalisierung durch politische Interessen, Mangel an finanziellen Mitteln, öffentlicher Aufmerksamkeit sowie ehrenamtlichem Engagement. Gerade wenn diese Einschränkungen jedoch auch als Chance für einen möglichen Umgang auf Augenhöhe betrachtet werden – so sagt Eickelberg, dass sie zwar bedauere, dass man nicht über das Geld verfüge, um die häufig erwartete finanzielle Hilfe zu leisten, man dadurch aber auch ein „anderes 'Standing'“ habe –, bleibt zu sagen: Die aus den Interview-Aussagen zu ziehenden Schlüsse sind in vielerlei Hinsicht schlicht und ergreifend alarmierend bis erschütternd, ob nun aus dekolonialer wissenschaftlicher oder aus kritischer „ziviler“ Sicht.

Aus den Aussagen Eickelbergs ist zumindest ein Anerkennen kolonialer Schuld und sogar ansatzweise auch kolonialer Kontinuitäten zu entnehmen – Letztere jedoch vornehmlich auf die ehemaligen Kolonien bezogen, wenn sie verkündet: „Es gibt ja nach wie vor Kolonien“ –, das teilweise in Einklang mit Intentionen der *German Postcolonial Studies* steht, eher aber den

Absichten „traditioneller“ Solidaritäts-, Dritte-Welt- und Versöhnungsinitiativen entspricht. Vor allem zu diesen Gruppen, die in häufig „umarmender“, vereinnahmender Weise Solidarität und Versöhnung mit der „Dritten Welt“ verkünden, lassen sich Analogien und Kontinuitäten erkennen. Weniger ersichtlich sind Tendenzen, die eine Dekolonisierung der eigenen Grundannahmen einschließen würden. Ein Schuldeingeständnis kann sicher den Anfang eines Dialogs darstellen. Solange es sich aber in einseitigen Gesten und Aussagen wie „wir geben die Kolonien zurück“ niederschlägt und vor allem als selbstgenügsam und selbst-hervorgerufen konzipiert wird, nicht als Reaktion auf Ansprüche, die anderswo, anderswie, von Anderen artikuliert werden – bzw. eine Reaktion nur erfolgt, wenn einem die Ansprüche genehm sind –, bleibt die Möglichkeit eines gemeinsamen „Neuanfangs“ in transkulturellen, postkolonialen Beziehungen, in der gemeinsamen Auseinandersetzung mit dem geteilten kolonialen Erbe, weiterhin abzuwarten. Ein solcher Neuanfang müsste auf „unserer Seite“ – über ein Schuldeingeständnis hinausgehend – mit der tatsächlichen, durchaus auch materiellen Übernahme von Verantwortung und Haftung sowie einer Bereitschaft zum Verlust verbunden sein – ohne dass damit völlige Selbstaufgabe gemeint wäre, vielmehr die Aufgabe des eigenen Überlegenheitsanspruchs<sup>26</sup>.

Besonders die Art und Weise, wie von Eickelberg und Weisser *über* statt *mit* AfrikanerInnen geredet wird, lässt nicht auf ein „dekolonisiertes Bewusstsein“ schließen. Vor allem Weisser tut sich in der Kulturalisierung (in diesem Falle weitgehend deckungsgleich mit einer Rassifizierung) und damit auch Ent-Individualisierung afrikanischer Menschen hervor, indem er sie einerseits generalisierend als naturverbundene, naive „edle Wilde“, die uns unsere eigene Verdorbenheit aufzeigen, darstellt, sie somit aber andererseits in hohem Maße ohne „mündiges“ Bewusstsein, Reflexions- und Handlungsfähigkeit konstruiert. So werden handelnde Subjekte zu „Kulturträgern“ reduziert. Auch die übliche „Doppelbödigkeit“ dieser Projektion kommt zum Ausdruck, sobald sich Schwarze nicht unbedarft, passiv und damit „edel“, sondern interessen geleitet und eigenmächtig verhalten: Dann schlägt die vormalige Bewunderung schnell in Verachtung des vermeintlich Primitiven um, und er zeichnet ein gieriges oder gar barbarisches Bild der „Anderen“. Der eigene Überlegenheitsanspruch wird im Wesentlichen nicht aufgegeben, auch nicht in den mildereren, gütigen Versionen Eickelbergs, die AfrikanerInnen vor allem als hilflose, hilfsbedürftige und ohnmächtige Opfer – somit aber letztlich auch quasi infantilisiert – sieht. So oder so: Handlungsmacht und Veränderungspotenzial

---

26 Eine Interpretation von Wiczorek-Zeuls Entschuldigung 2004, die auf ähnliche Weise das „Ausreichen“ eingestandener Schuld für umfassende Veränderungen anzweifelt, formuliert Jones (2011), die annimmt, die Entschuldigung sei vielleicht zu früh gekommen und habe dafür gesorgt, eine Art Schlussstrich unter Deutschlands koloniale Vergangenheit und ihre Hinterlassenschaften zu ziehen, bevor es zu einer breiteren Diskussion dieser in Debatten zur deutschen Erinnerungskultur habe kommen können (218-221). So tut sie sich auch schwer damit, Möglichkeiten einer „Wiederkehr“ des Genozids ins öffentliche Bewusstsein (nach 2004) auszumachen – „unless or until it can be linked to wider debates regarding the legacies of Germany's colonial past“ (222).

scheint in diesen Vorstellungen recht einseitig verteilt zu sein – auf „unserer“ Seite.

Paradoxerweise trotz des Kolonialbezugs des maßgeblich von ihm ins Leben gerufenen Projekts „DerElefant!“ offenbart Weisser zudem eine bemerkenswerte Mischung aus „Präsentismus“ und „Kulturalismus“, indem er zum einen die „Schuldfrage“ mit seinen mehr oder minder visionären Ideen der Geschichtsvermittlung anscheinend geflissentlich hinter sich lassen oder überspringen will, zum anderen alles, was irgendwie mit Geld und materiellen Dingen zu tun hat, als verwerflich und vernachlässigungswert abtut. So werden dann auch die erfahrenen Differenzen, die sich ihm im verschiedentlich asymmetrischen Verhältnis zwischen VereinsvertreterInnen und AfrikanerInnen gezeigt haben, eher als schier unüberbrückbare „Mentalitätsgegensätze“, die eine Begegnung auf Augenhöhe unmöglich machen, denn als Manifestationen eben jener Kolonialität<sup>27</sup> wahrgenommen, die ein Verein, der sich im weitesten Sinne mit Kolonialismus befasst, doch zumindest ansatzweise „greifen“ können sollte. Sprich: Anstatt Probleme im Umgang miteinander als vor allem in wirtschaftlicher, politischer und soziokultureller Ungleichheit begründet zu verorten, wird vermutet, dass die oftmals divergierenden bis völlig disparaten Interessen die „natürlichen“ Resultate kultureller Differenzen sind („die“ sind einfach „so“), und somit sozusagen unhintergebar. So wird von Weisser beispielsweise mit erstaunlichem Unverständnis auf den Umstand reagiert, dass sich „die Afrikaner“, um deren Einbeziehung sich angeblich bemüht wurde, nicht enthusiastisch und unhinterfragt den hauptsächlich von ihm vorgefertigten Ideen geöffnet und angeschlossen, sondern „gar nicht dafür interessiert“ haben. So scheint dann auch das deutsch-namibische Verhältnis von Vereinsseite aus vor allem der von Weisser kritisierten Politik-Ebene überlassen worden zu sein<sup>28</sup>. Letztlich zeigt sich in den Aussagen sowohl Weissers als auch Eickelbergs, wie auf vielfältigen Wegen einer konsequenten Verantwortlichkeit im Umgang mit dem eigenen kolonialen Erbe ausgewichen wird.

Joachim Zeller, nach wie vor Koryphäe auf dem Gebiet Kolonialdenkmäler, schreibt in seinem Artikel „Decolonization of the Public Space? (Post)Colonial Culture of Remembrance in Germany“ (2010), in dem er sich mit verschiedenen „Denkmalinitiativen“ auseinandersetzt: „[T]he monument initiatives introduced here appear in a new light – as a symptom of a changing – decolonized – historical consciousness. The Federal Republic of Germany would then become what it is: a *future*

---

27 Kolonialität meint hier: ungleiche materielle, politische wie soziokulturelle globale Verteilungsverhältnisse, legitimiert und gefestigt durch die Hierarchisierung kultureller und „rassischer“ Differenzen, die wiederum „naturalisiert“, also verschleiert wird. Es geht also um vielfältige, sich überschneidende Faktoren, die auf den ersten Blick nicht unbedingt etwas mit Kultur oder „Rasse“ zu tun haben, im Zuge der globalen, destruktiven und versklavenden europäischen Expansion aber mit diesen „abgeglichen“ worden sind. Vgl. Mignolo/Escobar (2010).

28 In diesem Zusammenhang möchte ich nochmals aufschlussreiche Gedanken von Jones (2011) anführen: „German official memory has externalized the colonial past by perceiving it primarily as a question of foreign policy, and the government's continued inability to change the terms of debates away from the donation of development aid could be seen as contributing toward the marginalization of colonial legacies in Germany“ (221).

former colonial power“ (78f.)<sup>29</sup>. Zumindest beim Verein „DerElefant!“, der aufgrund der schon lange erfolgten Umwidmung des Elefanten quasi als „Post-Denkmalinitiative“ bezeichnet werden muss, kann hiervon, nach Untersuchung der Aussagen Weissers und Eickelbergs, keine Rede sein – oder nur sehr bedingt, auf einem „Level“, das im Prinzip bereits seit Jahrzehnten erreicht ist. Ebenso wenig kann ich daher vorschnellen Ausrufungen des Endes (post-)kolonialer Amnesie, des Ankommens im Zeitalter „postkolonialer Normalität“ oder ähnlichen, selbst-beglückwünschenden Urteilen der Wissenschaft ohne Widerworte beipflichten. Besonders die These von der bescheidenen Ersatz-Funktion weißer, anti-kolonialer Solidaritätsinitiativen und verwandter Gruppen, die die nicht- oder nicht ausreichend existente „postkoloniale Präsenz“ in Deutschland aufgrund ihrer vermeintlichen Absenz angeblich geradezu vertreten müssen, muss in diesem Fall entschieden zurückgewiesen werden – denn dafür mangelt es vor allem an Demut, abgesehen davon, dass es sehr wohl zahlreiche Vereinigungen von *People of Color* oder außer-europäischer Menschen auch in Deutschland gibt.

#### **4. Abschließende Bemerkungen**

Es mag sein, dass wir uns mit dem Elefanten zufällig ein denkbar unglückliches Beispiel ausgesucht haben, und ich nun vorbildliche Initiativen und AktivistInnen zu Unrecht in Verruf bringe, womöglich auch die restlichen Mitglieder von „DerElefant!“, oder gar Michael Weisser und Gudrun Eickelberg, indem ich sie missverstanden und mitunter vielleicht auch an unerreichbaren Maßstäben gemessen habe. Es sollte auch nicht darum gehen, sie als ungeheuerliche Menschen oder ausgemachte Rassisten zu diffamieren, sondern nachzuzeichnen, in welcher höchst problematischen Diskursen und Praktiken sie zu verorten sind, als Beispiel eines persistenten, von Kolonialität durchdrungenen Bewusstseins – ein Umstand, der keineswegs von individueller Verantwortung befreit. So ist es auch nicht mein Anliegen, die genannten „optimistischen“ Diagnosen aus dem Umfeld der von mir ansatzweise beleuchteten *German Postcolonial Studies* rundweg zu leugnen oder abzulehnen. Ihre kritische Relativierung halte ich jedoch nach wie vor für angebracht und notwendig. Denn eine allmähliche Entwicklung eines dekolonisierten Bewusstseins jenseits bestimmter akademischer Kreise steht weiterhin aus.

---

<sup>29</sup> Zeller bezieht sich hier auf Charles Maiers (2000) Spekulation, die Geschichte des Kolonialismus könnte in einer globalisierten Weltordnung zu einem neuen *master narrative* werden. Nur in diesem Kontext ist seine Formulierung „appear in a new light“ zu verstehen. Der Ausdruck „future former colonial power“ geht auf Gesine Krüger (2003) zurück.

## **5. Literaturverzeichnis**

Albrecht, Monika: „(Post-) Colonial Amnesia? German Debates on Colonialism and Decolonization in the Post-War Era“. In: Michael Perraudin/Jürgen Zimmerer (Hg.): *German Colonialism and National Identity*. New York/London 2011, S. 187-196.

Ames, Eric et al. (Hgg.): *Germany's Colonial Pasts*. Lincoln/London 2005.

Broeck, Sabine: „On the edge of the margin“. Rezension von: May Opitz et al. (Hg.): *Showing Our Colors: Afro-German Women Speak Out*. Amherst 1992 [= *Farbe bekennen*, Berlin 1986]. In: *The Women's Review of Books* 10, 2 (1992), S. 7-8.

Conrad, Sebastian: *Deutsche Kolonialgeschichte*. München 2008.

Conrad, Sebastian: „Doppelte Marginalisierung. Plädoyer für eine transnationale Perspektive auf die deutsche Geschichte“. In: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002), S. 145-169.

Cornils, Ingo: „Denkmalsturz – The German Student Movement and German Colonialism“. In: *German Colonialism and National Identity* (a. a. O.), S. 197-212.

„DerElefant!“ (Hg.): *DerElefant! Bilder, Gedichte, Dokumente*. Bremen 2010.

Eckert, Andreas/Albert Wirz: „Wir nicht, die Anderen auch. Deutschland und der Kolonialismus“. In: Sebastian Conrad/Shalini Randeria (Hg.): *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt/New York 2002, S. 373-393.

Forum: „The German Colonial Imagination“. In: *German History* 26, 2 (2008), S. 251-271.

Friedrichsmeyer, Sara et al.: „Introduction“. In: dies. (Hg.): *The Imperialist Imagination. German Colonialism and Its Legacy*. Ann Arbor 1998, S. 1-33.

Golly, Nadine/Stephan Cohrs (Hg.): *Deplatziert! Interventionen postkolonialer Kritik*. Berlin 2008.

Gustafsson, Heinz: *Namibia, Bremen und Deutschland. Ein steiniger Weg zur Freundschaft*. Delmenhorst 2003.

Ha, Kien Nghi et al. (Hg.): *re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland*. Münster 2007.

Ha, Kien Nghi et al.: „Einleitung“. In: *re/visionen* (a. a. O.), S. 9-21.

Ha, Kien Nghi: „The White German's Burden. Multikulturalismus und Migrationpolitik [sic!] aus postkolonialer Perspektive“. In: Sabine Hess et al. (Hg.): *No integration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa*. Bielefeld 2009, S. 51-72.

Ha, Kien Nghi: *Unrein und vermischt. Postkoloniale Grenzgänge durch die Kulturgeschichte der Hybridität und der kolonialen „Rassenbastarde“*. Bielefeld 2010.

Jones, Kathryn: „Vergangenheitsbewältigung à la française – Post-Colonial Memories of the Herero Genocide and 17 October 1961“. In: *German Colonialism and National Identity* (a. a. O.), S. 213-223.

Langbehn, Volker: „Introduction: Picturing Race: Visuality and German Colonialism“. In: ders. (Hg.): *German Colonialism, Visual Culture, and Modern Memory*. New York/London 2010, S. 1-36.

Lennox, Sara: „From Postcolonial to Transnational Approaches in German Studies“. In: Ulrike Lindner et al. (Hg.): *Hybrid Cultures – Nervous States. Britain and Germany in a (Post)Colonial World*. Amsterdam/New York 2010, S. xlvii-lxxiii.

- Lutz, Helma/Kathrin Gawarecki (Hgg.): *Kolonialismus und Erinnerungskultur. Die Kolonialvergangenheit im kollektiven Gedächtnis der deutschen und niederländischen Einwanderungsgesellschaft*. Münster 2005.
- Lutz, Helma/Kathrin Gawarecki: „Kolonialismus und Erinnerungskultur“. In: *Kolonialismus und Erinnerungskultur* (a. a. O.), S. 9-21.
- Köbler, Reinhart: „Awakened from colonial amnesia? Germany after 2004“. <http://www.freiburg-postkolonial.de/Seiten/koessler-colonial-amnesia.htm> (Juli 2006, abgerufen am 16.05.2011).
- Krüger, Gesine: „Vergessene Kriege: Warum gingen die deutschen Kolonialkriege nicht in das historische Gedächtnis der Deutschen ein?“. In: Nikolaus Buschmann/Dieter Langewiesche (Hg.): *Der Krieg in den Gründungsmythen europäischer Nationen und der USA*. Frankfurt/New York 2003, S. 120-37.
- Maier, Charles: „Consigning the Twentieth Century to History: Alternative Narratives for the Modern Era“. In: *American Historical Review* 105, 3 (2000): S. 807-831.
- Melber, Henning: „The Genocide in 'German South-West Africa' and the Politics of Commemoration – How (Not) to Come to Terms With the Past“. In: *German Colonialism and National Identity* (a. a. O.), S. 251-264.
- Mignolo, Walter/Arturo Escobar (Hg.): *Globalization and the Decolonial Option*. London/New York 2010.
- Perraudin, Michael/Jürgen Zimmerer (Hg.): *German Colonialism and National Identity*. New York/London 2011.
- Perraudin, Michael/Jürgen Zimmerer: „Introduction: German Colonialism and National Identity“. In: dies. (Hgg.): *German Colonialism* (a. a. O.), S. 1-6.
- Reckwitz, Andreas: „Die Krise der Repräsentation und das reflexive Kontingenzbewusstsein. Zu den Konsequenzen der post-empiristischen Wissenschaftstheorien für die Identität der Sozialwissenschaften“. In: Thorsten Bonacker et al. (Hg.): *Die Ironie der Politik. Über die Konstruktion politischer Wirklichkeiten*. Frankfurt/New York 2003, S. 85-103.
- Schaller, Dominik: „The Struggle for Genocidal Exclusivity: The Perception of the Murder of the Namibian Herero (1904-8) in the Age of a New International Morality“. In: *German Colonialism and National Identity* (a. a. O.), S. 265-277.
- Steyerl, Hito/Encarnacion Gutiérrez Rodríguez (Hg.): *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik*. Münster 2003.
- Zantop, Susanne: „Colonial Legends, Postcolonial Legacies“. In: Scott Denham et al. (Hgg.): *A User's Guide to German Cultural Studies*. Ann Arbor 1997, S. 189-205.
- Zeller, Joachim: *Kolonialdenkmäler und Geschichtsbewusstsein. Eine Untersuchung der kolonialdeutschen Erinnerungskultur*. Frankfurt a. M. 2000.
- Zeller, Joachim: „Decolonization of the Public Space? (Post)Colonial Culture of Remembrance in Germany“. In: *Hybrid Cultures – Nervous States* (a. a. O.), S. 65-88.
- Zimmerer, Jürgen: „Warum nicht mal 'nen Neger?“. <http://www.sueddeutsche.de/kultur/buch-kritik-warum-nicht-mal-nen-neger-1.221754> (23.11.2005, abgerufen am 16.05.2011).
- Zimmerer, Jürgen/Joachim Zeller (Hg.): *Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904-1908) und seine Folgen*. Berlin 2003.